

2. Journalistische Praxis im Globalen Süden erforschen

Ich sitze in einem Hipster-Café in Amman und nippe an meinem überteuerten Cappuccino. Vor mir liegen mein Laptop und mein Notizbuch. Hier sitze ich oft und transkribiere Interviews, so auch jetzt gerade. Ich bin mitten in meiner Feldforschung. Schon seit einigen Monaten arbeite ich bei der Jordan Times. Im ersten Monat habe ich als Autorin eigene Artikel geschrieben, dann zwei Monate als Redakteurin für den Lokalteil gearbeitet und Artikel von anderen überarbeitet. Nun arbeite ich wieder als Autorin. Heute Abend werde ich auf ein Hiphop-Konzert gehen, das von der GIZ mit organisiert wird und über das ich für die Jordan Times berichten werde. Ich setze die Kaffeetasse ab und betrachte die cleane Inneneinrichtung mit den vielen Pflanzen. In diesem Café bestellt kaum jemand den arabischen Kaffee. Dass ich mich in einem Hipster-Café befinde, merke ich auch daran, dass es viele Frauen gibt, die das Café nutzen, arabische und internationale. In den traditionellen Cafés sitzen oft nur Männer und rauchen Shisha. Ich mag an dem Hipster-Café, dass ich nicht auffalle. Ich passe mit meinem MacBook ins Klischee: ein weiterer Expat. Dabei sehe ich mich eigentlich nicht als Expat. Für mich sind Expats entweder Menschen, die in Botschaften oder internationalen Organisationen arbeiten und viel mehr Geld verdienen als ich, oder naive Studierende, die sich kaum im Land auskennen und gerade erst das arabische Alphabet lernen. Die Erfahrung, trotzdem in dieses Klischee zu passen, von dem ich mich eigentlich gerne ausnehmen will, habe ich schon öfter gemacht. Auch ich fahre eher Uber als Taxi – typisch für Expats. Seitdem ich auf einer Poolparty war, verbringe ich in meiner Freizeit viel Zeit mit einer Expat-Clique, die ich dort kennen gelernt habe und die aus ein paar jordanischen Männern und internationalen Menschen besteht, die aus Europa und den USA kommen und in Botschaften und internationalen Organisationen arbeiten. Meine Arbeit bei der Jordan Times gibt mir das Gefühl, besser eingebunden zu sein als die meisten anderen Expats, weil ich für ein jordanisches Unternehmen arbeite. Dabei bin ich auch in der Redaktion keine normale Kollegin, sondern zusätzlich Forscherin, die nach Erkenntnissen sucht, mit denen ich an akademische Debatten anknüpfen kann.

Wie die ethnografische Vignette deutlich macht, war meine Position während meiner Forschung eine des Sowohl-als-auch: Ich war sowohl Forscherin als auch Journalistin und Kollegin. Ich war sowohl eine Person, die sich gerne davon abgrenzte, Expat zu sein, als auch eine Person, die als Expat wahrgenommen wurde und die Expat-Infrastruktur gerne nutzte. Ich schrieb sowohl eine Arbeit, die darauf abzielt,

in akademische Diskussionen außerhalb Jordaniens zu intervenieren, *als auch* journalistische Artikel für den Lokalteil einer jordanischen Tageszeitung. Die Themen des Ein- und Ausschlusses, die diese Position des *Sowohl-als auch* umfasst, prägen auch mein Forschungsthema insgesamt: die Öffentlichkeit der *Jordan Times*.

In diesem Kapitel stelle ich mein Forschungsdesign vor. Dafür werde ich zunächst die postkoloniale Perspektive meiner Forschung erörtern (Kap. 2.1) und herausarbeiten, an welche akademischen Debatten ich dabei anknüpfe (Kap. 2.2). Danach werde ich die drei Hauptkonzepte meiner Forschung, Öffentlichkeit, Praxis und Kuratieren, vorstellen (Kap. 2.3). Anschließend beschreibe ich meine Feldkonstruktion sowie meinen Feldzugang (Kap. 2.4) und lege meine Forschungsmethoden dar (Kap. 2.5).

2.1 Eine postkoloniale Perspektive

Was bedeutet es, eine postkoloniale Perspektive einzunehmen, um Öffentlichkeit als Konzept in der journalistischen Praxis der *Jordan Times* zu untersuchen? Zunächst einmal bedeutet es, dafür sensibilisiert zu sein, dass der Ort, an dem ich forsche, durch seine koloniale Geschichte geprägt ist. Jordaniens Grenzen sind Ergebnis des sogenannten Sykes-Picot-Abkommens, eines geheimen Abkommens der Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg. Durch dieses Abkommen wurde das Gebiet, das seit dem 16. Jahrhundert zum Osmanischen Reich gehört hatte, 1920 Teil des britischen Mandats. 1946 erlangte das Land seine Unabhängigkeit. Meine Forschung findet also in einem ehemals kolonisierten Gebiet statt. Eine postkoloniale Perspektive einzunehmen, bedeutet jedoch auch, insgesamt anders auf die Welt zu schauen. Dieser Blick sieht, wie die Welt, in der wir heute leben, weiterhin von der kolonialen Situation geprägt ist und unter welchen Bedingungen diese Situation im Sinne globaler Abhängigkeitsverhältnisse weitergeführt wird.

Ich stütze mich in meiner Untersuchung auf unterschiedliche postkoloniale theoretische Ansätze. Ihnen gemein ist die Überzeugung, dass die koloniale Situation bis ins Heute wirkt und weiterhin machtvoll ist, auch wenn sich die geopolitischen Verhältnisse gewandelt haben. Der Afrikawissenschaftler Andreas Eckert und die Anthropologin Shalini Randeria formulieren es so: »Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten« (Randeria/Eckert 2009: 11). Es ist diese Auffassung, an der sich mein Forschungsdesign orientiert und die mich dazu veranlasst hat, meine Arbeit eine postkoloniale Ethnografie zu nennen.

Ich charakterisiere meine Forschung in Jordanien entlang von Unterscheidungslinien, die einer Erläuterung bedürfen. Um globale Unterschiede zu benennen, bezeichne ich Jordanien als Land des *Globalen Südens*. Die Begriffe Globaler

Norden und Globaler Süden sind seit den 1970er Jahren in Gebrauch (Dirlik 2007: 13). Menschen aus dem Globalen Süden fingen an, den Begriff zu benutzen und sahen in ihm emanzipatorisches Potenzial (Wallerstein 2007: 11). Das Begriffspaar nimmt den Fakt, dass die meisten reicheren Länder auf der nördlichen Hemisphäre liegen, als Inspiration für eine Analysekategorie, die auf die ungleiche Verteilung von Privilegien weist. Die Begriffe Globaler Norden und Globaler Süden sind nicht als geografische misszuverstehen. Zum Beispiel zählen auch Länder in Südosteuropa wie Albanien oder der Kosovo zum Globalen Süden, obwohl sie auf der nördlichen Hemisphäre liegen, und Australien oder Neuseeland zählen zum Globalen Norden, obwohl sie auf der südlichen Hemisphäre liegen. Um globale Unterschiede zu benennen, lässt sich Globaler Süden besser nutzen als *Dritte Welt* oder *Entwicklungsland*. Der Begriff der *Dritten Welt* ist veraltet. Er stammt aus den 1950er Jahren, aus der Zeit des Kalten Krieges, als sich zwei militärische Blöcke gegenüberstanden und die neutralen Staaten so bezeichnet wurden. Die Kategorie *Entwicklungsländer*, welche im Gegensatz zu *Industrieländer* gebraucht wird, ist zum einen stark wertend und wird zum anderen der Heterogenität der so bezeichneten Länder nicht gerecht, die teilweise selbst regionale Wirtschaftsmächte sind.

Auch die Kategorie des *Westens* taucht in meiner Arbeit oft auf. Bekannt ist Stuart Halls Formulierung vom Westen und dem Rest (Hall 1992), mit der er die Ignoranz bezeichnet, mit der die nicht-westliche Welt oft behandelt wird. Was genau zum Westen gehört und was nicht, ist nach Hall noch nie frei von Mythen und Imaginationen oder vollständig geklärt gewesen. Viele Orte sind nicht eindeutig zuzuordnen. Gehört die ›Zweite Welt‹, also etwa die Ukraine, zum Westen? Was ist mit Japan als starker Industrienation und ehemaliger Kolonialmacht? Der Islam ist als Abgrenzungsfolie historisch ein bedeutender Faktor gewesen, die Idee des Westens als Einheit zu festigen (Hall 1992: 289). Der Westen als imaginäre Einheit ist, wenn auch mythisch, eine diskursive Realität. Auch meine Forschungspartner*innen verwenden den Begriff. Ich greife diesen Begriff in meiner Analyse auf, da sich trotz seiner Uneindeutigkeit mit ihm eine historisch gewachsene Machtungleichheit fassen lässt, die mit der europäischen Kolonialzeit verankert wurde.

Ein ähnliches Begriffspaar wie das des Globalen Südens und Globalen Nordens, welches ich analytisch nutze, ist das des *Zentrums* und der *Peripherie* oder der *Ränder*. Das Begriffspaar schließt an den Soziologen Immanuel Wallerstein (2007) an. Er argumentiert, dass im Zuge der Geschichte der Welt verschiedene Systeme von Beziehungen der Ausbeutung und der Herrschaft existierten und schlägt für den Kapitalismus die Begriffe eines entwickelten Zentrums – zu dem er Europa, die USA und Japan zählt – und einer unterentwickelten Peripherie, die vom Zentrum abhängig sei, vor. Dieses Bild nutzt auch Dipesh Chakrabarty (2000), wenn er dazu aufruft, Europa zu ›provinzialisieren‹. Genau wie Globaler Süden, Globaler Norden und der Westen sind auch diese Kategorien keine eindeutig geografischen. All diese Begriffe müssen in Narrativen reproduziert werden, um wirkmächtig zu sein, und verän-

dern sich ständig. So wird etwa Griechenland als Land betrachtet, das sich auf die Peripherie zubewegt (Randeria/Römhild in Conrad/Randeria/Römhild 2013: 23–24).

Abgesehen von den Begriffen, die ich für meine Analyse verwende, ist für meine Forschung relevant, mit welchen Labels internationale Organisationen Jordanien bezeichnen. Eines dieser Labels ist weiterhin *Entwicklungsland*, obwohl auch internationale Organisationen das Label inzwischen wegen seiner negativen Konnotation nicht mehr unkritisch verwenden (vgl. etwa Khokhar/Serajuddin 2015). Welche Länder dazu berechtigt sind, Entwicklungshilfe zu erhalten, definiert zum Beispiel die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD). Sie erweitert die von der UN als *least developed countries* bezeichneten Länder um *low and middle income countries*, zu denen sie Jordanien zählt (OECD 2021).

Ich untersuche die journalistische Praxis der *Jordan Times* im Hinblick auf einen größeren Entwicklungsdiskurs, den alle genannten Begriffe verhandeln. Entwicklung als Konzept durchzieht die Politik internationaler und nationaler Organisationen, von Stadtentwicklung bis hin zu Entwicklungszusammenarbeit. Auch die Leser*innen der *Jordan Times*, die sogenannten Expats, arbeiten zu großen Teilen bei internationalen Organisationen, NGOs oder Botschaften, die Entwicklungszusammenarbeit leisten. Der Entwicklungsdiskurs, den sie dabei reproduzieren, ist mit der postkolonialen Verfasstheit der Welt verbunden: »[T]he apparatus and discourse of development is a key to any definition of the ›postcolonial condition« (Gupta 2003: 9). Die außereuropäische Welt wird dabei als defizitär festgeschrieben, wobei ein eurozentristischer Maßstab angelegt wird (Chakrabarty 2000: 7). In bestimmter Hinsicht führt das heutige Entwicklungsparadigma alte koloniale Muster weiter. So sagt zum Beispiel der Politikwissenschaftler Rajni Kothari: »[W]here colonialism left off, development took over« (Kothari 1988: 143). Der Entwicklungsdiskurs ist außerdem eng mit einer Idee von Modernisierung verflochten. Die Entwicklungstheorie ist »durchweg eine Spielart der Modernisierungstheorie«, sagt etwa Shalini Randeria im Gespräch mit Regina Römhild und Jens Adam (Randeria in Adam/Römhild et al. 2019: 45). Akademische Debatten in den Development Studies und insbesondere jene um *post-development* kritisieren den Eurozentrismus im Entwicklungsbegriff (Escobar 2012, Esteva 1987, Rahnama 1997, Sachs 2010) und diskutieren Alternativen wie etwa das südamerikanische Konzept des *Buen Vivir*, des guten Lebens (Burchardt/Peters 2015: 249).

Unterschiedliche postkoloniale Theorie-Ansätze fassen auch Emanzipation unterschiedlich. Der postkoloniale Theoretiker Ilan Kapoor (2008) stellt dar, dass Theoretiker*innen der *Dependency School* – eine aus der Mode gekommene Theorietradition, die auf Modernisierungstheorien reagierte – kapitalistische Abhängigkeiten in den Blick nehmen, Emanzipation in dieser Theorietradition also ökonomische Unabhängigkeit bedeutet. Dagegen zielen postkoloniale Theoretiker*innen – die jüngere Theorietradition – eher auf die Subversion von Diskursen und auf Repräsentationspolitiken ab:

Dependency chooses a structuralist and socioeconomic perspective, seeing imperialism as tied to the unfolding of capitalism, whereas postcolonial theory favours a poststructuralist and culturalist perspective, linking imperialism and agency to discourse and the politics of representation. Dependency's politics is premised on state and class control of capitalist development; postcolonial theory's on the subaltern subversion of orientalist discourses. (Kapoor 2008: 3)

Öffentlichkeit im Globalen Süden hinsichtlich ihrer universalen Ansprüche mit einer postkolonialen Perspektive zu untersuchen, enthält eine besondere Schwierigkeit. Postkoloniale Theoretiker*innen stehen Universalismen allgemein kritisch gegenüber, da sie Universalismen mit einem westlichen Aufklärungsdanken verbinden, das von der kolonialen Situation abstrahiert und die damit einhergehende Gewalt verschleiert:

While post-Enlightenment discourses of the human posited universal rights and liberties, the violence of colonial conquest and occupation was rationalized by the very same discourse; the humanity of the European was defined in relation to the inhumanity of the native who had to be either ›raised‹ into the human family or managed, disciplined, or destroyed. Indeed, in the practice of colonialism, the universal human was revealed to be the white man, and, hence, vindication was never possible. (Jefferess 2008: 10)

Ein weiterer Einwand ist, dass europäische Konzepte wie etwa Öffentlichkeit nicht wegen ihrer spezifischen Definition als universal gelten, sondern wegen globalen hegemonialen Formationen:

To be sure, this universal significance is not an intrinsic intellectual property of these European categories *sui generis*. To assume so would be partaking in Eurocentric (self-)deception. Rather, it is the result of the historically distinct and globally hegemonic form of the material power of modern Europe in which these categories are implicated and to which, they in turn, give intellectual expression, political articulation, and, most importantly, universal validity. (Matin 2013: 361, Hervorhebung im Original)

Ich zweifle nicht an der Existenz globaler hegemonialer Formationen und will noch weniger die Gewalt bestreiten, die von westlichem Aufklärungsdanken ausging und weiterhin ausgeht. Mit meinem Fokus auf die universalen Ansprüche von Öffentlichkeit will ich sichtbar machen, welche Arbeit notwendig ist, um das Universale als solches aufrechtzuerhalten.

Nicht alle postkolonialen Theoretiker*innen lehnen es ab, das Universale zu theoretisieren, darunter die bereits erwähnte Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing. Sie bezieht sich wiederum auf den Philosophen Pheng Cheah, der dafür plädiert, dass Regionalstudien sich dem Universalen annehmen (Cheah 2001). Tsing

zeigt die Ambivalenz von Universalien auf, sowohl Herrschaft zu stützen als auch emanzipatorischen Widerstand zu ermöglichen:

Universalism is implicated in *both* imperial schemes to control the world and liberatory mobilizations for justice and empowerment. Universalism inspires expansion – for both the powerful and the powerless. (Tsing 2005: 9, Hervorhebung im Original)

Tsing arbeitet ethnografisch zu Umweltbewegungen im indonesischen Regenwald. Sie argumentiert, dass auch für soziale Bewegungen im Globalen Süden Universalien unverzichtbar seien, denn nur das Universale ermögliche »participation in remaking the world« (Tsing 2005: 270). Nach Tsing sind es Begegnungen in ihrer klebrigen Materialität (»the sticky materiality of practical encounters«, Tsing 2005: 1), in denen Universalität hervorgebracht wird. Tsing arbeitet mit dem Begriff der Reibung (*friction*), womit sie »awkward, unequal, unstable, and creative qualities of global interconnection across difference« (Tsing 2005: 4) beschreibt, die in diesen Begegnungen entstehen. Zeichen von Reibung seien »coalitions built on awkwardly linked incompatibilities« (Tsing 2005: 267). Das Universale behaupte eine bereits vereinte Welt:

How can universals be so effective in forging global connections if they posit an already united world in which the work of connection is unnecessary? (Tsing 2005: 7)

Das Universale mit dem Partikularen zusammenzubringen beinhalte Arbeit (»the work of connection«), die jedoch nicht als solche gesehen wird. Tsing betont, dass Vermittlungs- und Übersetzungstätigkeiten notwendig sind, um etwa die globale Verbreitung des Liberalismus zu ermöglichen (Tsing 2005: 224). Die Momente der Reibung, die entstehen, wenn ein Konzept mit universalen Ansprüchen auf das Partikulare trifft, sind nach Tsing auch für zeitgenössische Formen des Kapitalismus und globale Kapital-, Geld- und Warenströme notwendig. Reibung halte globale Machtverhältnisse in Bewegung (Tsing 2005: 6). Ich werde, Tsing folgend, untersuchen, wie universale Ansprüche von Öffentlichkeit in meinem Feld verhandelt werden.

2.2 Verortung

Meine Untersuchung baut auf Debatten verschiedener akademischer Felder auf. Eine wichtige Debatte ist die um Eurozentrismus, die die postkoloniale Anthropologie führt. Einige Begriffe, mit denen ich arbeite (insbesondere Öffentlichkeit, aber auch Entwicklung, Säkularismus etc.), sind eng mit der europäischen Denktradition und (neo-)kolonialen Politiken verbunden. Wie der Historiker Dipesh Chakrabarty es

formuliert, ist die europäische Denktradition so unentbehrlich wie unzureichend, um sich nicht-westlichen Kontexten zuzuwenden:

European thought is at once both indispensable and inadequate in helping us to think through the experiences of political modernity in non-Western nations, and provincializing Europe becomes the task of exploring how this thought – which is now everybody's heritage and which affect us all – may be renewed from and for the margins. (Chakrabarty 2000: 16)

Dass die europäische Denktradition im Konzept der Öffentlichkeit für mein Feld unzureichend, aber dennoch unentbehrlich ist, ist zentral für meine Forschung. Eurozentristisch wäre es, die Welt nicht in ihren globalen Verflechtungen zu sehen:

Eurocentrism is a specific mode of comprehending modernity that begins and ends with Europe. [...] Eurocentrism therefore, construes modern world history as a series of discreet re-enactments of modernity's independent, and hence superiority-conferring, emergence in Europe. [...] And finally, the possibility that contemporary ›modern(izing)‹ non-European societies might influence the dynamics of the modern world and shape its future is theoretically ruled out. (Matin 2013: 354)

Eurozentristische Konzepte sind auch für westliche Kontexte unzureichend, da sie eine falsche Allgemeinheit vortäuschen. So stellen etwa die in dem Sammelband *Europa dezentrieren* (Adam/Römhild et al. 2019) vereinten Theoretiker*innen klar, dass ›der Westen‹ im Zusammenspiel mit anderen Orten betrachtet werden muss, also als genauso abhängig von Entwicklungen anderswo wie andere Orte auch. Es ist dabei ein Privileg des Westens, sich nicht in Abhängigkeit von anderen Orten der Welt zu sehen und auszublenden, dass die koloniale Geschichte wirtschaftlich genauso wie kulturell notwendig war, um die europäische Machtposition zu erlangen. So bezeichnet der Psychiater und Philosoph Frantz Fanon Europa als »buchstäblich eine Erfindung der Dritten Welt« (Fanon 2001 [1963]: 83). Die Anthropologin Ann Stoler nennt die europäischen Kolonien *Labore der Moderne*, in denen kulturelle Praktiken erprobt wurden (Stoler/Cooper 1997), und der Anthropologe Sidney Mintz stellt dar, dass die disziplinierenden Strategien groß angelegter Industrieproduktion in den Kolonien mit der Produktion von Zucker entwickelt und dann erst in europäische Kontexte verlegt wurden (Mintz 1987).

It was the colonial imbalance that enabled European forces to enlarge the gap between themselves and other countries, and it was by consuming the wealth of others that Europe became the driving force behind modernity. (Feldtkeller/Zeuge-Buberl 2018: 9)

Ich gehe in Bezug auf das Konzept der Öffentlichkeit ähnlich vor wie die Politikwissenschaftlerin Anke Draude (2012) in Bezug auf das Konzept des Regierens. Draude

beschäftigt sich mit dem Eurozentrismus im Konzept des Regierens und will den Begriff neu fassen. Ihre Herangehensweise beschreibt sie folgendermaßen:

Mit der Re-Konzeptualisierung wird eine alternative Herangehensweise vorgeschlagen, die vor allem konstruktiv und pragmatisch sein soll. Im Mittelpunkt steht nicht die gesamte Denktradition der modernen Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern ein einzelnes sozialwissenschaftliches Konzept, das mit Blick auf einen bestimmten Anwendungskontext de- und rekonstruiert wird. Eine Re-Konzeptualisierung ist also der Versuch, den Eurozentrismus nicht ein für alle Mal, sondern Stück für Stück zu überwinden. Dabei fließen theoretische Kritik und empirische Irritationen in konzeptuelle Innovationen zusammen. (Draude 2012: 15)

Ich will mit meiner Forschung dazu beitragen, den Eurozentrismus im Konzept der Öffentlichkeit zu überwinden. Mein Feld ist dabei strategisch gewählt, gerade weil ich von der Situierung im Globalen Süden in einer mehrheitlich muslimischen Gesellschaft und in einem Staat, der nicht als vollständige Demokratie gilt und teilweise als autoritär bezeichnet wird, empirische Irritation erwarte.

Meine Forschung schließt dabei an Debatten um *Orientalismus* an, die auf die gleichnamige Studie des Literaturwissenschaftlers Edward Said (2003 [1978]) zurückgehen. Durch eine Analyse kolonialer Literatur und Kunst beschreibt Said darin den eurozentrischen Blick des Westens auf die Gesellschaften des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens – all dies selbst koloniale Begriffe. Er stellt dar, wie dieser Blick den ›Orient‹ als das Andere herstellt und festschreibt. Said erkennt, dass der orientalisierende Blick dabei mehr über die beobachtende Position aussagt als über die beobachtete, also mehr über die Fantasien der Europäer*innen der Zeit als über die beobachteten ›Orientalen‹. Die beobachtende Position wird, wie Said darstellt, jedoch nicht explizit markiert. Der Anthropologe Fernando Coronil (in Conrad/Randeria/Römhild 2013) nennt diese nicht-markierte Position *Okzidentalismus* (vgl. auch Dietze et al. 2009).

Saids Werk ist aus drei Gründen für mich wichtig. Erstens ist Orientalismus etwas, auf das die eigene Forschungspraxis weiterhin zu hinterfragen ist:

Inside the Middle East, as well as among scholars working on the region, orientalism, understood as the practice of homogenizing and essentializing differences, is well and alive, albeit better disguised than in the past and often undercover. (Ali 2000: 23)

Da ich als europäische und *weiße*¹ Forscherin, die in einem christonormativen Land (Langer 2019) aufgewachsen ist, in Jordanien forsche, will ich bewusst vermeiden,

1 Ich schreibe die Bezeichnung der Hautfarbe *weiß* kursiv, um auf die soziale Konstruktion von Hautfarbe aufmerksam zu machen, sowie auf die Privilegien, die mit *weiß*-Sein einhergehen.

mit meiner Forschung kolonialistische Muster zu reproduzieren. Ich möchte zu einer Dekolonisierung der anthropologischen Forschungspraxis beitragen, meine Position reflektieren und mein Forschungsfeld beschreiben, ohne es dabei zu homogenisieren und ohne Unterschiede zu essenzialisieren.

Zweitens knüpfe ich mit meiner Forschung an Fragen an, die Said aufgeworfen hat. Ich schaue darauf, wie der orientalistische Blick für die journalistische Praxis der *Jordan Times* eine Rolle spielt: vor allem im Annehmen und Abgrenzen in Bezug auf seine Unterstellungen, aber auch als Phänomen des *self-Orientalism*. Das Konzept des *self-Orientalism* beschreibt strategische Selbstidentifizierungen mit dem orientalistischen Blick zum Beispiel im Kontext von Vermarktung von Essen oder Tourismus für ein westliches Publikum (Dirlik 1996, Stiffler 2014).

Der dritte Grund, warum Saims Werk wichtig für meine Arbeit ist, ist einer der Abgrenzung: Mein Forschungsfeld – eine jordanische Tageszeitung, die für sogenannte Expats berichtet – kann nicht als Gegenstück zum orientalistischen Blick betrachtet werden. Dies zu tun, würde eine falsche Symmetrie behaupten und historische Machtungleichheiten missachten. Statt nach der *anderen, arabischen* Perspektive, die einem orientalisierenden Diskurs entgegenzustellen wäre, suche ich nach konkreten globalen Verflechtungen, die in meinem Feld, der Redaktion der *Jordan Times*, deutlich werden.

Als ethnologische Arbeit reiht sich meine Forschung in ein problematisches Erbe ein. Die Anthropologie war in die Kolonialherrschaft eingebunden, indem sie Wissen und damit Macht über die Kolonisierten generierte. Angetrieben von der Neugier auf das Andere betrieb sie exotisierendes Othering, stellte also die Andersartigkeit und Mangelhaftigkeit der erforschten Orte heraus, während sie gleichzeitig sich selbst als forschendes Subjekt erhöhte und als Norm setzte. Der Anthropologe Talal Asad hat zum Beispiel darauf hingewiesen, dass die Anthropologie gerne religiöse Praktiken untersucht hat, damit das Religiöse den Anderen zuschrieb und so sich selbst als säkular und aufgeklärt darstellen konnte (Asad 2003: 21). Die Anthropologie des Säkularen, die er stattdessen fordert, grenzt sich von einer Anthropologie ab, die sich in erster Linie auf religiöse Praktiken konzentriert, und will unterschiedliche Formationen des Säkularen erforschen.

Mit meiner Forschung reagiere ich auf verschiedene Stereotype, die ich verunsichern will. Hier ist zu betonen, dass der Islam als das prägende Feindbild für den Westen erst seit relativ Kurzem wieder aktuell geworden ist (vgl. für den deutschen Kontext Spielhaus 2011, für den Westen Cesari 2010). Zur Zeit des Kalten Krieges war viel eher die Nähe zu entweder den kapitalistischen oder den sozialistischen Staaten wichtig. Zuvor war der Islam jedoch bereits lange ein Feindbild für Europa. Der Theologe Andreas Feldtkeller nennt

das grundsätzliche Mißtrauen und die immer neu aufbrechende Gewalt zwischen dem islamischen Osten und dem christlichen Westen [...] ein Jahrhunderte altes

kontinuierliches Merkmal ihrer gemeinsamen Geschichte, von dem Westeuropa nur einige Jahrzehnte lang durch den aktuelleren Konflikt mit dem Ostblock abgelenkt worden war (Feldtkeller 1998: 1).

Zum Islam als prägendes Feindbild für den Westen gehört, dass ihm ganz verschiedene, negativ konnotierte Phänomene zugeschrieben werden.

All too often Islam is invoked to ›explain‹ a whole range of phenomena. These include political instability, oppression of women, economic underdevelopment, national xenophobia, and a host of psychological attitudes such as fatalism, rigid conservatism, and dependency. (Bates/Rassam 1983: 81)

Diese Polarisierung inspiriert viele Forschungsprojekte in der Region, die sich zum Ziel gesetzt haben, Vorurteile auszuräumen (Deeb/Winegar 2012: 544). Die binäre Konstruktion eines säkularen Westens und eines religiösen Orients ist eine stark reduzierte Vorstellung. Ich untersuche, wie sich diese Polarisierung in meinem Feld zeigt, wenn ich auf die Position von Religion in der journalistischen Praxis der *Jordan Times* eingehe (vgl. Kap. 5.2).

Neben der postkolonialen Anthropologie baut meine Forschung auf Studien der Medienanthropologie auf. Ich folge in meiner Forschung den Medienanthropologen Nick Couldry und Mark Hobart (in Bräuchler/Postill 2010), die dafür argumentieren, Praktiken als Paradigma für medienanthropologische Untersuchungen zu nutzen, und orientiere mich an Ethnografien an, die sich mit journalistischer Praxis beschäftigen (vgl. etwa Hannerz 1996, 2004, Jurkiewicz 2009, 2018). In der Ethnologie und Sozial- und Kulturanthropologie gibt es schon seit den 1980er Jahren ein reges Interesse an verschiedenen Medien. Dieses Interesse hält an, konzentrierte sich aber in den letzten Jahren vor allem auf die sozialen Medien und die Frage, welches Potenzial sie für sozialen Wandel bergen. Ausführlich wurde zum Beispiel die Rolle der sozialen Medien für die Rebellionen im sogenannten Arabischen Frühling 2011 diskutiert (Pies 2015: 11). Mit den traditionellen Printmedien wurde sich weniger beschäftigt. Eine Ausnahme stellt die Islamwissenschaftlerin Shadia Husseini de Araújo (2011) dar. Sie stellt in ihrer diskursanalytischen Untersuchung imaginativer Geographien in überregionalen, arabischen Printmedien fest, dass die dominierenden Dichotomien nicht in erster Linie zwischen dem Westen und der arabischen Welt verlaufen, wie nach Huntingtons Paradigma eines ›Kampfes der Kulturen‹ (Huntington 1998) zu erwarten wäre. Stattdessen verlaufen diese laut ihrer Untersuchung zwischen den USA und dem Rest der Welt, wobei die eigene Identität als unterlegenes Objekt, das sich in ausgewegten postkolonialen Strukturen befindet, charakterisiert wird.

Meine Forschung schließt außerdem an akademische Diskussionen über sogenannte *Expats* an, auf die ich im Folgenden näher eingehen möchte. Eigentlich meint der englische Begriff des *expatriate* alle Menschen, die nicht in ihrem Heimat-

land leben. Doch insbesondere im Globalen Süden wird mit dem Begriff der Expats eine Englisch sprechende, privilegierte Gruppe bezeichnet, die sich von der lokalen Bevölkerung, aber auch von Tourist*innen unterscheidet. Expats kommen meistens wegen einer Arbeit bei internationalen NGOs, Botschaften oder Unternehmen in ein Land des Globalen Südens und werden dennoch nicht Migrant*innen genannt. Sie verdienen zumeist mehr Geld als die lokale Bevölkerung, zahlen mehr Miete und bleiben nicht länger als ein paar Jahre. Häufig steht ihre Mobilität in extremem Kontrast zur lokalen Bevölkerung. Diese kann aufgrund ihres Einkommens, aber auch aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft und damit zusammenhängender Möglichkeiten an Visa zu kommen, nicht so einfach durch die Welt reisen. Zu den Expats gehört auch eine Infrastruktur, verschiedene Orte wie etwa Restaurants, Cafés oder auch bestimmte Fitnessstudios, die dafür bekannt sind, dass sie von Expats besucht werden. Der Anthropologe Roger Norum beschreibt Expats als »elite, educated, privileged and very mobile professionals who reside somewhere on the host-guest continuum between native and tourist« (2013: 28). Unter Expats spielt der Zusammenhang von *class* eine so große Rolle, dass er teilweise Fragen von *race* verdrängt. So bezeichnet die Anthropologin Gabrielle Désilets Expats etwa als »Western- trained, highly skilled and color-blind transnational elite« (Désilets in Meier 2014: 44), wobei sie mit »color-blind« die Nichtbeachtung von *race* durch die Betonung von *class* meint.

Die privilegierte Mobilität, wie sie Expats auszeichnet, wird von der Anthropologie erst seit relativ Kurzem untersucht (Amit 2007, Fechter 2007a, Fechter/Walsh 2010, Norum 2013). Die Anthropologie hat sich zumeist Gesellschaften zugewandt, die sie als wenig entwickelt und traditionell beschrieb, und die irgendwo geografisch verortet waren. Auch die Migrationsforschung hat sich in erster Linie mit wenig privilegierten Menschen befasst, hinterfragt jedoch in den letzten Jahren ihre Kategorien im Sinne eines »Wer forscht wie über wen und wer beforcht wie wen.« (Bojadžijev/Römhild in Labor Migration 2014: 19). Die Anthropologin Anne-Meike Fechter erwähnt, dass Expats zwar bereits in einem Artikel von 1977 (Cohen 1977: 8) akademische Beachtung fanden, dieser frühe Artikel aber keine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Akademisches Interesse an dem Thema sei erst in den 2000ern wieder aufgekommen (Fechter 2007: 17). Fechter, die sich mit Expats in Indonesien beschäftigt, nimmt Grenzziehungen im Leben der Expats in den Blick und stellt dar, dass für Expats insbesondere die Herstellung einer *Expat Bubble* charakteristisch ist, innerhalb derer sie sich in relativ homogenen Räumen bewegen können (Fechter 2007: 28). Fechter kritisiert ein Paradigma der *flows*: Diesem Paradigma zufolge steigt durch Globalisierung und Transnationalismus die Mobilität von Menschen, Objekten und Ideen und nationale, soziale und kulturelle Grenzen werden insbesondere für privilegierte Menschen zunehmend irrelevant. Stattdessen spielen Fechter zufolge für Expats Grenzen durchaus eine Rolle – nicht nur

Grenzen, die ihnen etwa der fremde Nationalstaat auferlegt, sondern auch Grenzen, die sie selbst ziehen:

I suggest that expatriates' lives are also fundamentally structured by boundaries that they actively construct, maintain, and negotiate. The boundaries in question here are primarily those of race, nationality, class and gender. [...] If expatriates are part of a »global elite« with supposedly fluid lifestyles, then the efforts they expend on the construction of boundaries call into doubt the adequacy of such visions. I therefore argue that in the context of expatriates, boundaries rather than flows become the analytically relevant concept. (Fechter in Amit 2007b: 35)

Zu dem Begriff *Expats* positionieren sich Personen nach Fechter unterschiedlich. Manche nehmen ihn positiv als Identität an, andere distanzieren sich lieber von dem Begriff (Fechter 2007a: 4). Insbesondere Personen, die in der Entwicklungszusammenarbeit aktiv sind und die sich von profitorientierten Unternehmen abgrenzen wollen, verbinden laut Fechter mit dem Begriff negative Konnotationen wie »greed, ignorance and a personal lack of interest in the host society« (Fechter 2007a: 4). *Expats* als Begriff ist »socially contested, politically and morally charged, ambiguous, and is linked to particular notions of ethnicity and class« (Fechter 2007a: 6). Bisher gäbe es nur wenig Ethnografien über *Expats*. Fechter begründet diese Leerstelle mit der Situation des *studying up*, wenn Personen beforscht werden, die privilegierter sind als die forschende Person (vgl. Kap. 2.5). Diese Situation bringe bestimmte Probleme mit sich, wie beispielsweise einen erschwerten Zugang (Fechter 2007a: 17). Fechters weitere Vermutung ist, dass Ethnolog*innen *Expats* deshalb nicht erforschen, weil sie in die Verlegenheit kommen könnten, selbst als *Expats* bezeichnet zu werden (Fechter 2007a: 18). Neben dem negativen Stereotyp von geldgierigen *Expats*, die sich nicht mit der lokalen Kultur auskennen, gibt es auch ein positives, nämlich das der *Expats* als Kosmopolit*innen. Der Anthropologe Ulf Hannerz schreibt etwa: »The concept of the expatriate is that which we will most readily associate with cosmopolitanism« (Hannerz 1990: 243). Es sind diese Stereotype, die auch die Leser*innen der *Jordan Times* für sich annehmen oder ablehnen müssen und auf die die Zeitung reagiert, wenn sie ihre Leser*innenschaft auf eine bestimmte Weise anspricht.

2.3 *Doing Public*: Schlüsselkonzepte

In meiner Untersuchung möchte ich das Konzept der Öffentlichkeit postkolonial öffnen. Die Ausgangsüberlegung für meinen Zugang zu Öffentlichkeit ist folgende: Öffentlichkeit muss mit spezifischen Praktiken immer wieder neu hergestellt werden, um zu existieren. Ich berufe mich dabei auf die Ethnologinnen Caroline Schmitt und Asta Vonderau. Sie prägen den Begriff *doing public* und fassen darunter

»Praktiken des Öffentlich-Seins, -Werdens, und -Machens« (Schmitt/Vonderau 2014: 11). Ich untersuche, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit herstellen und gestalten und nutze dabei den Begriff des Kuratierens, der aus dem Museums- und Kunstkontext stammt. Meine Untersuchung arbeitet also mit den drei Schlüsselkonzepten Öffentlichkeit, Praxis und Kuratieren und interveniert in die akademischen Debatten, die an diese Konzepte anschließen. Ich zeichne im Folgenden die dominanten Debatten um den Öffentlichkeitsbegriff nach (Kap. 2.3.1), erläutere meinen Praxisbegriff (Kap. 2.3.2) und stelle Kuratieren als analytisches Werkzeug vor, um Öffentlichkeit in der journalistischen Praxis zu untersuchen (Kap. 2.3.3).

2.3.1 Öffentlichkeit: Die dominanten akademischen Debatten

Öffentlichkeit ist ein sehr theoretischer Begriff. Ich bewege mich in einem Feld, in dem explizit von der Öffentlichkeit, »the public«, gesprochen wird. Der Chefredakteur der *Jordan Times*, Mohammad Ghazal, beschreibt etwa in dem in der Einleitung erwähnten Zitat die Aufgabe der Zeitung als »serving the public«. Jordanier*innen, die ich während meiner Feldforschung traf, die nicht im Bereich Journalismus arbeiteten oder weniger gut Englisch sprachen, kannten den Begriff jedoch häufig nicht. Wenn ich von meinem Forschungsvorhaben erzählte und von »the public« sprach, dachten sie oft, ich meinte Regierungsinstitutionen. »No, I mean the people«, sagte ich dann. Auch den Begriff der »civil society« nutzte ich in diesen Fällen oft. Er schien mir bekannter zu sein, vermutlich, weil er in den Diskursen der in Jordanien aktiven internationalen Organisationen häufig genutzt wird.

In den Debatten um Öffentlichkeit fungiert Europa oft als implizite Bezugsgröße (*silent referent*, Chakrabarty 2000: 28), ohne dass dieser Bezug deutlich gemacht wird und damit bestehende Leerstellen anerkannt werden. Als theoretischer Begriff ist Öffentlichkeit in Europa seit den 1960er Jahren im Gespräch. Der Philosoph Jürgen Habermas widmete in dieser Zeit dem Konzept seine Habilitationsschrift *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (Habermas 2006 [1962]). Ich argumentiere, dass der westlich-dominante Öffentlichkeitsbegriff bis heute auf dieser Konzeption fußt.

Habermas rekonstruiert in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* die historische Entstehung einer bürgerlichen Öffentlichkeit in Europa. Die Entstehung sei ein Produkt der europäischen Moderne und habe die repräsentative Öffentlichkeit der Monarchie abgelöst (Habermas 2006 [1962]: 69ff.). Die bürgerliche Öffentlichkeit, die Habermas als im Niedergang begriffen beschreibt, sei als eine vom Staat unabhängige Sphäre der rationalen Debatte entstanden, physisch verortet in Salons, Kaffeehäusern, aber auch in Zeitungen. Habermas theoretisiert Öffentlichkeit jedoch nicht nur als historisch gewachsene und sich wandelnde Institution, sondern auch als Ideal eines medialen Raums, in dem eine Verständigung über die öffentlichen Angelegenheiten stattfindet, die legitimationsstiftend ist.

Der Philosoph David Ingram hält fest, dass es Habermas (2006 [1962]) und mit ihm die zweite Generation der Denker*innen der Frankfurter Schule waren, die anfangen, Öffentlichkeit erstmals als eigene politische Kategorie zu diskutieren (Ingram 2019: 517). Dass Öffentlichkeit als politische Kategorie bedeutsam wurde, lag laut Ingram an veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und politischen Positionierungen. Die erste Generation der Frankfurter Schule habe noch nicht ausführlich über Öffentlichkeit gesprochen. Sie baute auf marxistische Kritiken des Staates und stand Öffentlichkeit als politischer Kategorie mehrheitlich ablehnend gegenüber, da sie Öffentlichkeit mit der propagandistischen Instrumentalisierung der öffentlichen Meinung verband, die zu den totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts geführt hatte (Ingram 2019: 517ff.). Erst Habermas habe die emanzipatorische Funktion der Öffentlichkeit – ihr utopisches Potenzial – gesehen und sich damit zwischen Kritiker*innen und Verteidiger*innen der liberalen Demokratie positioniert (Ingram 2019: 520ff.). Habermas habe dabei unter anderem auf den Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant aufgebaut. Als Kant in seinem Aufsatz »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« von 1784 die Idee eines Publikums einführte, das sich selbst aufklärt, habe er damit das Konzept der Öffentlichkeit vorweggenommen, das Habermas dann als eigene politische Kategorie setzte (Ingram 2019: 523–524). Habermas sei aber auch stark von der Philosophin Hannah Arendt (1998 [1958]) beeinflusst gewesen, die sich mit dem politischen Handeln in der griechischen *polis* auseinandersetzte, das sie der öffentlichen Sphäre zuordnete (Ingram 2019: 538).

Nach Habermas liegt das utopische Potenzial der Öffentlichkeit in demokratischer Debatte und Konsensfindung. So sagt er etwa über die Beziehung der bürgerlichen Öffentlichkeit zum Regieren:

Die Bürgerlichen sind Privatleute; als solche ›herrschen‹ sie nicht. Ihre Machtansprüche gegen die öffentliche Gewalt richten sich darum nicht gegen die Zusammenballung von Herrschaft, die ›geteilt‹ werden müsste; sie unterlaufen vielmehr das Prinzip der bestehenden Herrschaft. Das Prinzip der Kontrolle, das das bürgerliche Publikum diesem entgegensetzt, eben Publizität, will Herrschaft als solche verändern. (Habermas 2006 [1962]: 87)

Öffentlichkeit ist nach Habermas also ein Instrument der Kontrolle, das der bestehenden Herrschaft etwas entgegensetzen kann. Diese Sicht steht einer Vorstellung entgegen, die Öffentlichkeit als immerzu parteiisch und strategisch sieht, als Klassenkampf, welcher die hegemoniale Kontrolle des Staates zum Ziel hat. So charakterisiert Habermas das Marx'sche Denken als eines, das die öffentliche Meinung als verstecktes Klasseninteresse abwertet:

Marx denunziert die öffentliche Meinung als falsches Bewußtsein: sie verheimlicht vor sich selbst ihren wahren Charakter als Maske des bürgerlichen Klasseninteresses. (Habermas 2006 [1962]: 202)

Für seine Zeit sieht Habermas einen Niedergang der bürgerlichen Öffentlichkeit und begründet diesen Niedergang damit, dass sich Öffentlichkeit zunehmend auf ehemals private Bereiche ausweitet (Habermas 2006 [1962]: 224). Auf ähnliche Weise attestiert auch der Soziologe Richard Sennett ein gutes Jahrzehnt später eine *Tyranei der Intimität* durch den Verlust der Öffentlichkeit (Sennett 2008 [1977]). Habermas zufolge haben sich außerdem große Konzerne und Regierungen die Öffentlichkeit angeeignet und so seien Bürger*innen vor allem zu Konsument*innen von Waren und Dienstleistungen geworden (Habermas 2006 [1962]: 267ff., vgl. auch Calhoun in Calhoun 1992: 26).

Bis heute setzen sich Theoretiker*innen verschiedener Fachrichtungen, die sich mit Öffentlichkeit beschäftigen, intensiv mit der Konzeption von Habermas auseinander. Dabei wurde und wird Habermas' Konzeption auch intensiv kritisiert. Die Kritik befragt seinen Öffentlichkeitsbegriff etwa danach, inwieweit er auf einem westlichen, männlichen und bürgerlichen Ideal sowie säkularen Vorannahmen beruht und diskutiert alternative Konzeptionen. Die Philosophin Nancy Fraser, auf deren Kritik ich im Folgenden genauer eingehen werde, geht davon aus, dass das Ideal der Öffentlichkeit, das Habermas zeichnet, nie realisiert worden ist:

Habermas's account of the bourgeois conception of the public sphere stresses its claim to be open and accessible to all. Indeed, this idea of open access is one of the central meanings of the norm of publicity. Of course, we know, both from the revisionist history and from Habermas's account, that the bourgeois public's claim to full accessibility was not in fact realized. (Fraser 1990: 63)

Prominente Kritik an Habermas' Konzeption der bürgerlichen Öffentlichkeit kam von feministischer Seite. Feministische Theoretiker*innen, darunter auch Fraser, merkten an, dass Frauen lange aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen waren. Denn zur Entstehung einer bürgerlichen öffentlichen Sphäre gehört auch die Entstehung der bürgerlichen Privatsphäre mit der Kleinfamilie im Zentrum, so argumentierten neben Fraser auch weitere feministische Stimmen (Elshtain 1993, Pateman 1988).

Ausgehend von dieser Kritik beleuchtet Fraser weitere Ausschlüsse des Öffentlichkeitsbegriffs. Das, was Habermas als Öffentlichkeit bezeichnet, sei nie für alle Menschen auf gleiche Weise zugänglich gewesen und sei es auch weiterhin nicht:

We can no longer assume that the bourgeois conception of the public sphere was simply an unrealized utopian ideal; it was also a masculinist ideological notion that functioned to legitimate an emergent form of class rule. (Fraser 1990: 62)

Der Zugang zu Öffentlichkeit habe in der Zeit, in der Habermas die Entstehung der öffentlichen Sphäre in Europa sieht, neben Geschlecht auch von Eigentum abgehängt und auch rassistische Ausschlüsse hätten Teilhabe verunmöglicht (Fraser 1990: 63ff.). Sie zeigt also, dass das, was Habermas eine vom Staat unabhängige Sphäre der rationalen Debatte nennt, nicht für alle gleich zugänglich und durch *race*, *class* und *gender* begrenzt ist.

Fraser hinterfragt, ob das Konzept Öffentlichkeit einen normativen Anspruch erheben kann, wenn Öffentlichkeit nicht für alle gleich zugänglich ist. Für die bürgerliche Konzeption der Öffentlichkeit, wie sie Habermas beschreibt, stellt sie fest, dass sie für eine Kritik existierender Demokratien unpassend sei und nicht das normative Ideal sein sollte (Fraser 1990: 77). Sie kritisiert, dass dieser Begriff der Öffentlichkeit soziale Ungleichheit verschleierte. Soziale Ungleichheit zu benennen wäre jedoch notwendig, um das Versprechen der Öffentlichkeit als demokratische und machtreulierende Instanz einlösen zu können.

Fraser enttarnt mit ihrer Kritik den Habermas'schen Öffentlichkeitsbegriff als eine Sphäre, die über Exklusion funktioniert, aber von sich selbst behauptet, für alle zugänglich zu sein. Der Habermas'sche Öffentlichkeitsbegriff spiegelte den Diskurs der herrschenden Macht wider, der auch die Bedingungen für andere Teilöffentlichkeiten festlege (Fraser 1990: 68). In meiner Untersuchung folge ich der Position von Fraser und richte den Blick auf die Bedingungen für die Öffentlichkeit der *Jordan Times*, ihre Ein- und Ausschlüsse, aber auch auf die Hoffnungen und Wünsche, die sich in der Praxis ihrer Journalist*innen zeigen.

Das Potenzial der Öffentlichkeit liegt nach Fraser darin, eben nicht den Staat oder die Wirtschaft, sondern die sich verständigende Zivilgesellschaft zu vertreten, in der Privatpersonen zu einer Öffentlichkeit zusammenkommen (Fraser 1990: 74–75). Während die oben erwähnte marxistische Position Öffentlichkeit als politische Kategorie gänzlich ablehnt, hält Fraser einem normativen Ideal von Öffentlichkeit mitsamt seinem Versprechen auf allgemein zugängliche politische Teilhabe fest. Denn für eine Analyse der Grenzen heutiger Demokratien sei das Konzept der Öffentlichkeit weiterhin wichtig und als Analysekategorie für jegliches kritisches Denken und demokratische Praxis sogar unverzichtbar (Fraser 1990: 57).

Fraser entwickelt den Öffentlichkeitsbegriff jedoch weiter. Unter anderem sieht sie soziale Gerechtigkeit als notwendige Voraussetzung für Öffentlichkeit. In diesem Zitat fasst sie ihre Weiterentwicklung zusammen:

I have shown, first, that an adequate conception of the public sphere requires not merely the bracketing, but rather the elimination, of social inequality. Second, I have shown that a multiplicity of publics is preferable to a single public sphere both in stratified societies and egalitarian societies. Third, I have shown that a tenable conception of the public sphere would countenance not the exclusion, but the inclusion, of interests and issues that bourgeois masculinist ideology labels

»private« and treats as inadmissible. Finally, I have shown that a defensible conception would allow both for strong publics and for weak publics and that it would theorize the relations among them. (Fraser 1990: 77)

Fraser hinterfragt also die herrschende Trennung von privat und öffentlich, da das, was als privat und das, was als öffentlich gelte, von eben jenen Machtwirkungen geformt sei, die auch die allgemeine Zugänglichkeit der Öffentlichkeit verhinderten. Anders als Habermas, der von einer einzigen Öffentlichkeit ausging, konzeptualisiert Fraser Öffentlichkeit im Plural – Öffentlichkeiten – und präferiert diese Pluralität für demokratische Gesellschaften. Fraser schlägt vor, die unterschiedlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Öffentlichkeiten zu analysieren, und fordert, (Teil-)Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten in den Blick zu nehmen, die sowohl mit dominanten Öffentlichkeiten als auch miteinander konkurrieren (Fraser 1990: 70).

Auch ich denke für mein Feld Öffentlichkeiten im Plural und ziele darauf ab, die Beziehungen der Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, zu anderen Öffentlichkeiten zu beschreiben. Die Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, ist allein schon durch die englische Sprache und ihre Ausrichtung auf sogenannte Expats nicht mit einer jordanischen Öffentlichkeit in eins zu setzen.

Der Begriff der Teilöffentlichkeiten geht zurück auf Oskar Negt und Alexander Kluge (Negt/Kluge 1978). Die beiden Philosophen konzipierten insbesondere eine proletarische Öffentlichkeit, die nicht Teil der bürgerlichen Öffentlichkeit sein will und dabei den Anspruch repräsentativer Universalität für sich ablehnt. Hier ist der Bezugsrahmen entscheidend. Zum Beispiel können nationale Öffentlichkeiten als Teilöffentlichkeiten einer Weltöffentlichkeit gedacht werden oder spezifische Medien als Teil- oder Gegenöffentlichkeiten einer nationalen Öffentlichkeit. Auf die Konzeption von Negt und Kluge berufen sich auch Theoretiker*innen, die postkoloniale und feministische Teilöffentlichkeiten in den Blick nehmen. So beschreibt etwa die postkoloniale Theoretikerin Kavita Daiya für Südasien ein »komplexes Netzwerk postkolonialer Öffentlichkeiten« (2008: 12–13), die sie als inhärent diasporisch und transnational definiert. Für den westlich-dominanten Begriff der Öffentlichkeit wird implizit oder explizit meist ein nationalstaatlicher Kontext angenommen. Postkoloniale Öffentlichkeiten passen häufig nicht in einen nationalen Rahmen. Auch die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit lässt sich nicht in einem nationalen Rahmen fassen, da sie diesen mit ihrem internationalen Zielpublikum überschreitet.

Fraser (2014) stellt insgesamt eine Transnationalisierung von Öffentlichkeiten fest. Ihr zufolge gibt es zunehmend Öffentlichkeiten, die nicht in klaren nationalen Rahmen stattfinden. Fraser kritisiert Habermas' Konzeption der Öffentlichkeit auch dahingehend, dass diese die Öffentlichkeit mit modernen Massenmedien in Verbindung bringe und dabei nationale Medien impliziere, die ein nationales Pu-

blikum innerhalb eines nationalen Imaginären adressieren (Fraser 2014: 10) – eine Voraussetzung, die bei transnationalen Medien nicht gegeben ist. Fraser hält jedoch auch fest, dass nur manche Theoretiker*innen die Transnationalisierung von Öffentlichkeiten für ein rezentes Phänomen halten, während andere betonen, Öffentlichkeiten seien schon wegen der Kolonialgeschichte immer transnational gewesen.

Ich stimme mit Fraser überein, dass ich den Öffentlichkeitsbegriff, wenn ich ihn postkolonial öffnen will, notwendigerweise auch transnational denken muss. Bei der westlich-dominanten Konzeption von Öffentlichkeit geraten die unterschiedlichen Beziehungen zu Staatlichkeit, die bei der Herstellung von Öffentlichkeit zum Ausdruck kommen können, aus dem Blick. Transnationale, Teil- oder Gegenöffentlichkeiten beziehen sich anders auf Staatlichkeit als Öffentlichkeit in ihrer dominanten Konzeption, bei der Öffentlichkeit eine Kontrollfunktion gegenüber einem spezifischen Nationalstaat einnimmt. Ich analysiere in dieser Arbeit, welche Beziehung die *Jordan Times* zum jordanischen Staat einnimmt und wie sie den Staat dabei imaginiert.

Mit meinem Vorhaben, den Öffentlichkeitsbegriff postkolonial zu öffnen, bin ich nicht allein. Die Soziologen Shmuel Eisenstadt und Wolfgang Schluchter (Eisenstadt/Schluchter 1998, Eisenstadt/Hoexter/Levtzion 2002) etwa sind an einer Definition von Öffentlichkeit interessiert, die auch für nicht-europäische Gesellschaften nutzbar ist, und definieren Öffentlichkeit deswegen allgemeiner als etwa Habermas. Sie sprechen von einer öffentlichen Sphäre, die zwischen einer offiziellen und einer privaten liegt:

The concept of a public sphere implies that there are at least two other spheres from which the public sphere is more or less institutionally and culturally differentiated: the official sphere and the private sphere. The public is therefore a sphere located between these two. It is a sphere where collective improvements (the common good) are at stake. While this also holds for the official sphere, in the public sphere this business is carried out by groups that do not belong to the ruler's domain. Rather, the public sphere draws its personnel from the private sphere: it expands and shrinks according to shifting involvements of such personnel. (Eisenstadt/Schluchter 1998: 10)

Statt wie Habermas von einer bestimmten historischen Situation zu abstrahieren und diese Abstraktion als Idealbild zu formulieren (Ingram 2019: 528), steht bei Eisenstadt und Schluchter die Vielgestaltigkeit von Öffentlichkeiten im Mittelpunkt. An diese wird kein vermeintlich allgemeingültiger Maßstab angelegt. Eisenstadt und Schluchter gehen sogar davon aus, dass sich in allen Zivilisationen eine Art Öffentlichkeit entwickelt, in der sich Privatpersonen um kollektive Ziele bemühen, aber auf ganz unterschiedliche Weise (Eisenstadt/Schluchter 1998: 12). Diese Auffassung steht im Widerspruch zur Konzeption von Habermas, für den Öffentlichkeit auch abwesend sein kann.

Ich stelle in meiner Arbeit nicht die Frage, ob die Öffentlichkeit der *Jordan Times* überhaupt vorhanden ist, sondern mache von der Auffassung der Vielgestaltigkeit von Öffentlichkeiten Gebrauch. Für mich steht das Verständnis meiner Forschungspartner*innen an erster Stelle. Mich interessiert, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit verstehen und welche Verständnisse von Öffentlichkeit dabei möglicherweise im Konflikt sind. Dafür schließe ich mich der Position der Kulturanthropologin Ina Dietzsch (in Schmitt/Vonderau 2014) an. Sie stellt fest, dass Öffentlichkeit vor allem politikwissenschaftlich und kommunikationstheoretisch geprägt ist, es jedoch in konkreten Situationen Verhandlungssache ist, welches Öffentlichkeitsverständnis gerade den situativen Rahmen bildet. Dietzsch schlägt vor, diesen ausgehandelten Verständnissen anthropologisch nachzugehen:

Entgegen einer immer wieder kolportierten Rede von *einer großen Öffentlichkeit* (die bis zum Globalen reicht) muss von ganz unterschiedlichen Formen, Skalen und Verständnissen von Öffentlichkeiten ausgegangen werden. (Dietzsch in Schmitt/Vonderau 2014: 29, Hervorhebung im Original)

Öffentlichkeit wird also sehr unterschiedlich verstanden und allein schon diese Erkenntnis trägt dazu bei, den westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriff zu dezentrieren.

Die kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungstradition unterscheidet zwischen der empirischen und der normativen Dimension von Öffentlichkeit (Dalleo 2011: 2, Ingram 2019: 517). Diese Unterscheidung ist für einige der akademischen Debatten zentral. Habermas selbst erkannte die Kluft an, die zwischen Öffentlichkeit als normatives Ideal auf der einen und als empirische Beschreibung auf der anderen Seite klaffte und für die sein Werk kritisiert wurde (Habermas in Calhoun 1992: 435–436). Die zwei verschiedenen Ebenen von Öffentlichkeit werden in der Rezeption von Habermas jedoch auch zurate gezogen, um seine Konzeption gegen Kritiker*innen zu verteidigen. So argumentieren etwa die Kommunikationswissenschaftler*innen Melanie Loehwing und Jeff Motter für die Konzeption von Habermas und gegen die Weiterentwicklung von Fraser:

As we have seen, contemporary theories of the public sphere often take issue with the specific manifestation Habermas highlights: the bourgeois (white, male) public sphere. Such objections are certainly warranted, particularly if we read Habermas's narrative of the rise and fall of the public sphere as one that extols the bourgeois public sphere as an exemplar to replicate in current political life. But we disagree with such a reading, because we see Habermas's pessimism at the end of *Structural Transformation* as having less to do with the fall of the bourgeois public sphere and more to do with the eclipsing of its (however imperfectly realized) critical publicity and the corresponding normative justification of democratic action. (Loehwing/Motter 2009: 226, Hervorhebung im Original)

Wichtig an Habermas' Konzeption sei das normative Ideal, das er zeichnet, also die Fähigkeit von Öffentlichkeit, demokratische Herrschaft zu legitimieren, nicht seine unvollkommene empirische Realisierung. In Frasers Konzeption konkurrierender Teil- und Gegenöffentlichkeiten sehen Loehwing und Motter die normative Dimension von Öffentlichkeit nicht gegeben. Damit hätten diese Öffentlichkeiten auch nicht die Fähigkeit, Legitimation zu verleihen. Dennoch sehen sie Vorzüge von Frasers Konzeption, da sie die Ausschlüsse und Beschränkungen von Öffentlichkeiten aufzeige:

Rhetorical scholars of the public sphere have answered Fraser's call to expose the limits of actually existing democracy and imagine a more democratic communicative ethic between and among participants. (Loehwing/Motter 2009: 228)

Unterschieden werden zum einen Habermas' Konzeption – die aus einer spezifischen historischen Situation ein normatives Idealbild ableitet, das mit bestimmten Versprechen mit universalen Ansprüchen einhergeht – und zum anderen Frasers Ansatz, Öffentlichkeiten im Plural zu denken, diese auf ihre jeweils spezifischen Ausschlüsse hin zu untersuchen und damit zu zeigen, dass die universalen Ansprüche nicht eingehalten werden können. Ich sehe hier zwei Unterfangen, die nicht einfach miteinander zu vereinen sind: Auf der einen Seite wird an der Fähigkeit von Öffentlichkeit festgehalten, Legitimation zu verleihen und damit die normative Ebene von Öffentlichkeit betont. Auf der anderen Seite wird Öffentlichkeit auf ihre Ausschlüsse und Beschränkungen befragt und damit die empirische Ebene von Öffentlichkeit betont.

Anders als die Darstellung von Loehwing und Motter vermuten lässt, warnt jedoch auch Fraser davor, ausschließlich die empirische Ebene von Öffentlichkeit zu untersuchen und die normative außer Acht zu lassen:

The concept of the public sphere was developed not simply to understand communication flows but to contribute a normative political theory of democracy. In that theory, a public sphere is conceived as a space for the communicative generation of public opinion. Insofar as the process is inclusive and fair, publicity is supposed to discredit views that cannot withstand critical scrutiny and to assure the legitimacy of those that do. Thus, it matters who participates and on what terms. In addition, a public sphere is conceived as a vehicle for marshaling public opinion as a political force. Mobilizing the considered sense of civil society, publicity is supposed to hold officials accountable and to assure that the actions of the state express the will of the citizenry. (Fraser 2014: 7)

Fraser betont, dass Öffentlichkeit geeignet ist, im Sinne der Zivilbevölkerung Macht zu legitimieren, indem Öffentlichkeit eine Kontrollfunktion gegenüber dieser Macht einnimmt. Sie kritisiert jedoch, dass Öffentlichkeit nicht so zugänglich ist, wie diese behauptet. Die Macht, die von der Öffentlichkeit kontrolliert werden

soll, werde außerdem häufig mit dem Nationalstaat gleichgesetzt. Für diese Vorstellung verwendet sie den Ausdruck »Westphalian political imaginary«² (Fraser 2014: 8) und kritisiert, dass diese Vorstellung transnationale Öffentlichkeiten außen vor lässt.

Ich halte fest: Die Fähigkeit von Öffentlichkeit, einer Macht Legitimation zu verleihen, funktioniert über Imaginationen und kann durch den Blick auf Ausschlüsse und Beschränkungen in Frage gestellt werden. Für mein Vorhaben drängt sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, was für ein politisches Imaginäres für den Öffentlichkeitsbegriff in meinem Feld zum Zuge kommt.

Einflussreich für die Frage nach dem politischen Imaginären ist das Werk des Anthropologen Benedict Anderson *Imagined Communities* (2006 [1983]), in dem er für Indonesien darstellt, wie Printmedien Menschen, die ansonsten wenig miteinander zu tun haben, durch ein gemeinsames nationales Imaginäres verbinden. Anderson spricht davon, dass die Medien auf diese Weise eine tragende Rolle bei der Entstehung von Nationalstaaten gespielt haben. Ihm zufolge haben Zeitungen vereinende Wirkung, sie ermöglichen zum Beispiel ein nationales Gruppengefühl, aber schließen dabei ebenso aus.

Auch der Philosoph Charles Taylor (2005) stellt Imaginationen ins Zentrum seiner Arbeit und beschreibt das Konzept der Öffentlichkeit als einen Teil moderner Vorstellungswelten, der so machtvoll sei, dass selbst »despotische Gesellschaften« die Existenz von Öffentlichkeit behaupten müssten:

The public sphere is a central feature of modern society, so much so that even where it is in fact suppressed or manipulated it has to be faked. Modern despotic societies have generally felt compelled to go through the motions. (Taylor 2005: 83)

Nach Taylor kann also die Existenz von Öffentlichkeit behauptet werden, obwohl sie nicht tatsächlich existiert, bzw. eingeschränkt und manipuliert wird. Gleichzeitig zeichnet er damit auch das Ideal einer Öffentlichkeit, die nicht eingeschränkt oder manipuliert wird. Für mich stellt sich hier die Frage, ob die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit nach Taylor als solche Geltung hätte oder ob sie als Fake-Öffentlichkeit bezeichnet werden würde. Nach Taylor kann Öffentlichkeit nur dann existieren, wenn sie überhaupt als solche imaginiert wird, und zwar von allen Menschen, die an ihr teilnehmen:

That a conclusion »counts as« public opinion reflects the fact that a public sphere can exist only if it is imagined as such. Unless all the dispersed discussions are

2 Fraser bezieht sich mit diesem Begriff auf die Staatstheorie souveräner Nationalstaaten, die sich in Europa nach dem sogenannten Westfälischen Frieden, einer Reihe von Friedensverträgen im Jahr 1648, entwickelt hat.

seen by their participants as linked in one great exchange, there can be no sense of their upshot as public opinion. This doesn't mean that imagination is all-powerful. There are objective conditions: internal, for instance, that the fragmentary local discussions interrefer; and external, that is, there must be printed materials, circulating from a plurality of independent sources, for there to be bases of what can be seen as a common discussion. (Taylor 2005: 85)

Für die Existenz einer Öffentlichkeit seien außerdem materielle Bedingungen, die Zirkulation und gegenseitige Bezugnahme ermöglichen, genauso relevant wie ihre Imagination.

Ich untersuche, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit empirisch herstellen, aber auch wie sie Öffentlichkeit normativ imaginieren. Dabei gehe ich davon aus, dass Imaginationen keineswegs ungebrochen sind, sondern dass Öffentlichkeit aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich imaginiert und ausgehandelt wird, auch innerhalb meines Feldes.

Ich konzentriere mich hierbei mehr darauf, wen die Journalist*innen der *Jordan Times* als Leser*innen adressieren, als dass ich untersuche, wer die Zeitung tatsächlich liest. Der Soziologe Michael Warner (2002) beschreibt das Adressieren einer Öffentlichkeit als weltbildende Tätigkeit, bei der das Objekt, das adressiert wird, erst durch sein Adressiert werden entsteht: »[A public] exists *by virtue of being addressed*« (Warner 2002: 413, Hervorhebung im Original). Er nennt Öffentlichkeit poetisch, da sie immer eine Welt enthalte, die sie zu realisieren versuche:

Public discourse, in other words, is poetic. By this I mean not just that it is self-organizing, a kind of entity created by its own discourse, nor even that this space of circulation is taken to be a social entity, but that in order for this to happen all discourse or performance addressed to a public must characterize the world in which it attempts to circulate, and it must attempt to realize that world through address. (Warner 2002: 422)

Öffentlichkeit strebt nach etwas noch nicht Realisiertem, das in der Zukunft liegt. Ich werde darauf eingehen, welche Welt die *Jordan Times* mit der Öffentlichkeit, die sie herstellt, zu realisieren versucht.

Neben dem erwähnten politischen Imaginären untersuche ich Versprechen der Öffentlichkeit, womit ich unterschiedliche »normative commitments« von Öffentlichkeit meine, wie sie Loehwing und Motter (2009: 220) nennen. Ich gehe davon aus, dass Versprechen Teil davon sind, Öffentlichkeit zu imaginieren, wie etwa, dass Öffentlichkeit politische Teilhabe ermöglicht, Machthabende kontrolliert und legitimiert und damit Fortschritt und Modernisierung ermöglicht. Ich frage danach, welche Versprechen die Journalist*innen der *Jordan Times* mit der von ihnen hergestellten Öffentlichkeit verbinden und inwiefern sie eingelöst werden. Versprechen halte ich für machtvoll, auch wenn sie nicht eingelöst werden, denn sie verändern

Erwartungshaltungen und schaffen damit Realitäten. Ich gehe davon aus, dass die Versprechen der Öffentlichkeit bei der *Jordan Times* teilweise, aber nicht notwendigerweise immer als universale imaginiert werden. Hier folge ich der Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing:

Universals are effective within particular historical conjunctures that give them content and force. We might specify this conjunctural feature of universals in practice by speaking of engagement. Engaged universals travel across difference and are charged and changed by their travels. Through friction, universals become practically effective. Yet they can never fulfill their promises of universality. Even in transcending localities, they don't take over the world. They are limited by the practical necessity of mobilizing adherents. Engaged universals must convince us to pay attention to them. *All* universals are engaged when considered as practical projects accomplished in a heterogeneous world. (Tsing 2005: 8, Hervorhebung im Original)

Tsing betont, dass Universalität immer nur behauptet wird und nur existiert, weil mit Universalien als solchen interagiert wird («engagement»), wobei die Universalien sich verändern, je nachdem in welchen Zusammenhängen sie als solche imaginiert werden. Ich erforsche, welche Versprechen der Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, universale Ansprüche erheben und welche nicht.

Ein mögliches Versprechen von Öffentlichkeit ist, dass sie moderne Bürger*innen generiert. Staaten, insbesondere Postkolonien, nehmen journalistische Praxis in Anspruch, um Modernität zu erreichen:

In more recent times, especially since the Second World War and the end of colonial rule in many parts of the world, state authorities have used modern means of communication and bureaucracy to craft, refashion, and promote a publicly expressed code of competencies that all citizens or subjects should assimilate and practice in order to achieve modernity. (Eickelman/Anderson in Eickelman/Anderson 2003: 2)

Ich werde analysieren, welche Subjekte die journalistische Praxis der *Jordan Times* durch die Herstellung ihrer Öffentlichkeit hervorbringen soll, und dabei Öffentlichkeit mit Regieren zusammendenken.

Eine Debatte, die ich als letzten Punkt noch erwähnen will, zielt auf die säkularen Vorannahmen des westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriffs. Die Säkularisierungsthese, die mit den Ursprüngen der Soziologie in Europa an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verwoben ist, besagt, dass Religion und Moderne miteinander in Konflikt stehen, Religion mit fortschreitender Modernisierung immer mehr zu einer Privatangelegenheit werde und insgesamt eine immer geringfügigere Rolle annehme. Die These wird oft Max Weber (2000 [1904–05]) zugeschrieben, ist jedoch vor allem auch mit Karl Marx und Friedrich Engels und ihrer materialisti-

schen Geschichtsauffassung verbunden (Bluhm 2010: 12–13). Habermas beschreibt in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* Säkularisierung und den damit einhergehenden Bedeutungsverlust der Religion als eine Voraussetzung für die Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Religionsfreiheit sicherte nach Habermas (2006: 67) eine Sphäre privater Autonomie, die für die Entstehung bürgerlicher Öffentlichkeit notwendig gewesen sei. Für seine ›antireligiöse‹ Haltung wurde er in der Folge kritisiert (Calhoun in Calhoun 1992: 35–36). In späteren Jahren hat sich Habermas mehr mit der Frage der Religion beschäftigt und für eine *postsäkulare* Haltung plädiert, die der Kontinuität von Religionen Rechnung trägt (Casanova in Lutz-Bachmann 2015: 9). Die Säkularisierungsthese wurde insgesamt hinterfragt, als ab den 1980er Jahren ein Wiedererstarken der Religion als weltweites Phänomen beobachtet wurde (vgl. etwa Kepel 1994). Der Soziologe José Casanova (1994) beschreibt die Zunahme von Religion in der Öffentlichkeit in verschiedenen Ländern seit den 1980er Jahren und nennt diesen Prozess »De-Privatisierung« (Casanova 1994: 6) von Religion. In der politikwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Öffentlichkeitsbegriff wird die Frage gestellt, welchen Platz Religion in der Öffentlichkeit einnehmen kann und ob Religion darin überhaupt einen Platz haben sollte (Butler et al. 2011). Weiter unten diskutiere ich die Position der Religion in der Berichterstattung der *Jordan Times* und untersuche, in welchem Zusammenhang die Selbstpositionierung der Zeitung als säkular oder nicht-säkular mit dem Öffentlichkeitsbegriff steht, der für die *Jordan Times* handlungsleitend ist (vgl. Kap. 5.3).

Zum Schluss dieses Abschnittes möchte ich festhalten, dass die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit dem westlich-dominanten Verständnis zufolge kaum als Öffentlichkeit bezeichnet werden würde, da sie transnational ausgerichtet in einem Kontext eingeschränkter Pressefreiheit agiert. Statt die westlich-dominante Konzeption für meine Arbeit zu übernehmen und somit die Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, als defizitär oder sogar als nicht existent zu bezeichnen, wähle ich einen anderen Zugang. In meiner Forschung geht es mir um das Verständnis meiner Forschungspartner*innen von Öffentlichkeit: Die Journalist*innen, die die *Jordan Times* produzieren, sprechen selbst von Öffentlichkeit. Ich untersuche, welche Öffentlichkeit sie empirisch herstellen und welche normativen Vorstellungen von Öffentlichkeit für ihre journalistische Praxis handlungsleitend sind. Dabei verfolge ich die These, dass für mein Feld ein westlich-dominanter Öffentlichkeitsbegriff als Teil imperialer Logiken wirkmächtig ist und gleichzeitig Öffentlichkeit mitsamt ihren Versprechen spezifisch ausgelegt und gestaltet wird. Mit meiner Arbeit will ich durch einen Blick auf journalistische Praxis im Globalen Süden in die dargestellten Debatten um den westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriff intervenieren. Der Auffassung im Westen, dass *dort* so etwas wie Öffentlichkeit erst noch gelernt werden müsse, möchte ich das kunstfertige Handeln von geschulten Akteur*innen entgegensetzen, die sowohl um Ideale als auch um Kompromisse ringen.

2.3.2 Forschungsgegenstand: Journalistische Praxis

In diesem Kapitel stelle ich die praxistheoretischen Diskussionen dar, an denen ich mich orientiere und aus denen ich Impulse für meine Analyse der Empirie ziehe. Indem ich auf journalistische Praxis schaue, kann ich Öffentlichkeit in ihrer Herstellung prozessual erfassen:

Aus einer praxeologischen Perspektive betrachtet sind Öffentlichkeiten also weniger feste räumliche oder soziale Größen, sondern vielmehr komplexe, sich in ständiger Bewegung befindende überlappende Zonen gesellschaftlicher Aushandlungen – Öffentlichkeiten *in the making*. (Schmitt/Vonderau 2014: 13, Hervorhebung im Original)

Die Herstellung von Öffentlichkeit nennen die Ethnologinnen Caroline Schmitt und Asta Vonderau *doing public* und fassen darunter »Praktiken des Öffentlich-Seins, -Werdens, und -Machens« (2014: 11). Die verschiedenen *doing*-Ansätze, auf die sie sich dabei beziehen, gehen auf *doing gender* zurück. *Doing gender*, ein Ansatz der Genderstudies, richtet den Blick auf das alltägliche, intersubjektive Performen von Geschlecht und versteht Geschlecht nicht als natürlich vorausgesetzt (West/Zimmermann 1987). Die von dort aus entwickelten *doing*-Ansätze, die seit den 1990er Jahren verbreitet sind, rücken das Handeln in seiner Kontingenz in den Vordergrund. So sprechen etwa die Soziolog*innen Karl Hörning und Julia Reuter (Hörning/Reuter 2004) von *doing culture*. Sie verstehen unter diesem Begriff verschiedene am Praxisbegriff orientierte Reflexionen über Kultur, die das Kulturelle mit dem Sozialen verbinden. Hörning nennt die Verwendung von Praxis als Analyse-Gegenstand einen pragmatischen Ansatz, der Erkenntnis innerhalb der Welt verortet (Hörning in Hörning/Reuter 2004: 20–21). Nicht jedes Tun gilt dabei als soziale Praxis. Praktiken werden erst durch ihre Wiederholbarkeit und Regelmäßigkeit zu Praktiken. Sie sind Wiederholungen, aber auch gleichzeitig Neuinterpretationen:

Soziale Praktiken sind immer beides: Wiederholung und Veränderung. Erst wenn wir die scheinbare Unverträglichkeit zwischen Routine und Kreativität, zwischen Iteration und Innovation auflösen und beide als zwei Seiten einer umfassenden sozialen Praxis begreifen, können wir auch die Bedingungen spezifizieren, unter denen sie in unterschiedlicher Ausprägung hervortreten. (Hörning in Hörning/Reuter 2004: 19)

Mein Forschungsobjekt sind die Praktiken, die in der alltäglichen journalistischen Praxis der Redaktion der *Jordan Times* Öffentlichkeit herstellen und gestalten. Öffentlichkeit verstehe ich nicht als vorausgesetzt, sondern als Ergebnis von Praktiken, die nicht ohne Reibung (Tsing 2005) vonstattengehen, während sie ein ver-

meintlich universales Konzept in die Empirie übertragen, es dabei gleichzeitig aus-handeln und neu definieren.

Der Fokus auf Praxis als Untersuchungsgegenstand ist nicht neu. In den Kultur- und Sozialwissenschaften wurde vor zwanzig Jahren ein *practice turn* konstatiert (Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny 2001). Als Begründer praxeologischer Forschung gilt der Soziologe Pierre Bourdieu (1993). Bourdieu wollte subjektivistische und objektivistische Forschung miteinander versöhnen, indem er die Grenzen der Ansätze betonte und praxeologische Forschung als Scharnier zwischen den beiden Ansätzen vorschlug (1993: 49–56). Seine Kritik an subjektivistischer Forschung lautete, dass diese die sozialen Bedingungen ausspare, innerhalb derer etwas unmittelbar verständlich erscheint, und sie das Überdauern von Strukturen nicht erklären könne. Seine Kritik an objektivistischer Forschung dagegen war, dass diese wiederum Veränderung nicht erklären und ihre Bedingungen der Erkenntnis nicht reflektieren könne. Für ihr Vorhaben einer ethnografischen Regimeanalyse beschreibt die Forschungsgruppe Transit Migration die Neuerungen praxistheoretischer Ansätze folgendermaßen:

Auf methodischer Ebene ging es also darum, die disziplinären Sackgassen von so genannten Makro- und Mikroanalysen, die jeweils der Soziologie und der Kultur-anthropologie zugeschrieben werden, wenn nicht völlig zu vermeiden, so doch reflektiert zu wenden. Während die globale (Politik-)Analyse von Regierungs- oder Steuerungssystemen tendenziell deren Omnipotenz betont und (soziale) Subjekte nur als Spielfiguren in einer vorgegebenen Matrix denkbar erscheinen, haben sich die Kulturwissenschaften zum theoretischen Pflichtverteidiger von Subjektivität und Subversion entwickelt. (Karakayalı/Tsianos in Transit Migration Forschungsgruppe 2007: 15)

Suchen die im vorigen Unterkapitel dargelegten Debatten um den Öffentlichkeitsbegriff nach einer philosophischen oder politikwissenschaftlichen Neukonzeptualisierung von Öffentlichkeit, schaue ich in meiner Arbeit auf einen Mikrokosmos, in dem Akteur*innen handeln, und damit auf reale Öffentlichkeit *in-the-making*. Gezielt richte ich dabei meinen Blick auch auf die Bedingungen, unter denen die journalistische Praxis stattfindet.

Bourdieu argumentiert, dass Praktiken ein Gefühl für die *Regeln des Spiels* beinhalten, wobei sie die Regeln jedoch beständig neu auslegen (Bourdieu 2011 [1998]: 65–66). Da Praktiken wiederholbar sind, weisen sie über sich selbst hinaus und taugen so als Bindeglied zwischen subjektivistischer Forschung mit ihrem Fokus auf Handlungsmacht und objektivistischer Forschung mit ihrem Fokus auf Struktur. Praktiken sind dabei immer auch körperlich, materiell und in zeitliche Bezüge eingebettet. Mit einem Fokus auf Praxis, der dahinterliegende Sinnbezüge mit in den Blick nimmt, wie Bourdieu vorschlägt, kann ich sowohl Handlungsmacht als auch Struktur in meinem Feld beschreiben. Ich untersuche also den Kontext der journa-

listischen Praxis der *Jordan Times*, auch wenn dieser nie vollständig abgebildet werden kann und Kontextualisierung selbst eine Praxis ist, die innerhalb bestimmter Bedingungen stattfindet.

Für meinen Praxisbegriff besonders relevant sind neben Bourdieu die Ethnologin Sherry Ortner (1984, 2006), die britischen Cultural Studies sowie zwei weitere Theoretiker, die den praxistheoretischen Ansatz heute reflektieren und vorantreiben: der Sozialwissenschaftler Theodore Schatzki (1996, 2002) und der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz (2015, 2016).

Die Ethnologin Sherry Ortner (1984, 2006) war eine frühe Verfechterin der Praxistheorie für anthropologische Forschung. Sie war eine der ersten, die von *practice theory* sprach (Eriksen/Nielsen 2001). Für Ortner stellte Praxistheorie eine Alternative zu drei Theorien der Einschränkung dar, die in den 1970er Jahren in der US-amerikanischen Anthropologie verbreitet waren. Diesen Theorien zufolge ist menschliches Handeln von externen Faktoren abhängig. Es handelt sich um die interpretative Anthropologie nach Clifford Geertz, die marxistische politische Ökonomie und den französischen Strukturalismus nach Claude Lévi-Strauss (Ortner 2006: 1–2). Für Ortner konnten diese drei Ansätze weder Handlungsspielräume beschreiben noch erklären, wie gesellschaftliche Zwänge sozial reproduziert werden. Diese Möglichkeiten bietet nach Ortner jedoch ein praxistheoretischer Ansatz, den sie allerdings auch kritisch beleuchtet:

Yet for all the invaluable ways in which it [practice theory] potentially liberated the field from the old oppositions, it in turn – how could things be otherwise? – had some significant limitations. (Ortner 2006: 3)

Ortner warnt bei praxistheoretischen Ansätzen vor einer Überbewertung von Handlungsfähigkeit. Sie sagt: »[O]ne must acknowledge that it [agency] is a very risky category, largely because of its tendency to slide into the Western concept of bourgeois individualism« (Ortner 2006: 272). Ortner kritisiert den frühen Praxisbegriff, wie ihn etwa Bourdieu vertrat, da mit ihm häufig drei Aspekte vernachlässigt worden seien: der Blick auf soziale Ungleichheiten und Machtverhältnisse, der Blick auf geschichtliche Zusammenhänge und die Einbeziehung eines dynamischen Kulturkonzepts (Ortner 2006: 17–18). In meiner Arbeit finden diese Aspekte insbesondere im dritten Kapitel Platz und betten die Analyse der journalistischen Praxis der *Jordan Times* ein, die ich im vierten Kapitel vornehme. Das Kulturkonzept, das Ortner vorschlägt, darf nicht essentialistisch verstanden werden, sondern als mobil und außerdem mit sozialen Ungleichheiten verknüpft. Ortner orientiert sich dafür an den britischen Cultural Studies (Ortner 2006: 12). Sie arbeitet dabei mit einem Ansatz, der, basierend auf dem Philosophen Antonio Gramsci, Hegemonie analysiert, die zwar stark kontrollierend, aber nie vollständig oder total wirkt (Ortner 2006: 6–7). Gramsci spricht vom Stellungskrieg, »war of position« (Gramsci in Sharma/Gupta 2006 [1931–32]: 74), in dem Hegemonie ausgebildet wird, aber weiterhin umkämpft

bleibt. Um politische und kulturelle Hegemonie zu erreichen, kommen nach Gramsci sowohl positive, bildende als auch repressive, negative Funktionen und sowohl Staatsaktivitäten als auch ganz verschiedene private Initiativen zusammen (Gramsci in Sharma/Gupta 2006 [1931–32]: 78).

Für meine Arbeit sind die praxistheoretischen Ansätze der britischen Cultural Studies auch durch ihren Fokus auf Medien bedeutsam (u.a. Dyer 2002 [1992], Fiske 2011 [1987], Hall 1997, Hartley 1982, Willis 2003 [1977]). Die Cultural Studies berufen sich insbesondere auf die Arbeiten von Michel Foucault und seine Analysen der Mikro-Macht. Foucault konzentriert sich erst in seinen späteren Arbeiten auf Praktiken und betont dabei die Wichtigkeit von Bedingungen:

[T]he target of analysis wasn't ›institutions‹, ›theories‹ or ›ideology‹, but practices – with the aim of grasping the conditions which make these acceptable at a given moment. (Foucault in Baynes 1993: 102–103)

Für die Cultural Studies stellen praxistheoretische Ansätze eine Möglichkeit dar, politische Handlungsfähigkeit zu analysieren, nachdem Karl Marx und das Klassen-subjekt sowie Louis Althusser und das Konzept der Interpellation als vereinfachend oder nicht mehr zeitgemäß kritisiert wurden (Stäheli in Hörning/Reuter 2004: 155–156). Der Soziologe Urs Stäheli kritisiert den Fokus der Cultural Studies, da er Praxis, die im Lokalen stattfindet, romantisiert und dabei das Globale entpolitisiert. Er schlägt deswegen vor, den Fokus auf diskursive Praktiken zu richten, die ein »globales Imaginäres« erschaffen:

Indem der Praktikenbegriff weitgehend dem Lokalen zugeordnet wird, wird die Analyse blind für jene durchaus widersprüchlichen diskursiven Praktiken, mit denen ein globales Imaginäres erst geschaffen wird. (Stäheli in Hörning/Reuter 2004: 163)

Stäheli folgend richte ich meinen Blick auf die diskursiven Praktiken in der journalistischen Praxis der *Jordan Times*, die ein globales Imaginäres mit erschaffen und aufrechterhalten. Ich sehe das globale Imaginäre dabei als ein bestimmtes politisches Imaginäres (vgl. Kap. 2.3.1).

Der Sozialwissenschaftler Theodore Schatzki betont die Materialität von Praktiken und ihre zeitliche und räumliche Verortetheit. Praktiken seien »organized constellation of actions« (Schatzki 2002: 71) und stellten das Soziale immer wieder neu her. Auch Räume sind in Praktiken verankert:

To the extent, moreover, that spatial relations are either the intended products or unintended byproducts of human activity, they, too, are beholden to practice organizations and established in the fabric of practices. (Schatzki 2002: 98)

Ich folge Schatzki, der die räumliche Verortetheit von Praktiken betont, wenn ich etwa das Büro der *Jordan Times* in den Blick nehme (vgl. Kap. 4.1). Schatzki beschreibt

Praktiken auch als »temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings« (Schatzki 1996: 89), die durch ein implizites Verstehen oder explizite Regeln zusammengehalten werden. Er spricht auch von einer sogenannten teleoaffektiven Struktur von Praktiken, einer Zielgerichtetheit mit emotionaler Färbung:

A »teleoaffektive structure« is a range of normativized and hierarchically ordered ends, projects, and tasks, to varying degrees allied with normativized emotions and even moods. (Schatzki 2002: 80)

Praktiken enthalten nach Schatzki damit auch mögliche Zukünfte, die von den Praktizierenden vorgesehen oder zumindest akzeptiert werden (Bryant/Knight 2019: 55–56). Bei meiner Analyse der journalistischen Praxis der *Jordan Times* berücksichtige ich die Zielgerichtetheit und die zeitliche Dimension von Praktiken. Ich untersuche, an welche Zeiten sich die Journalist*innen bei der *Jordan Times* erinnern und wie sie den Alltag des Zeitungsmachens dazu in Beziehung setzen (vgl. Kap. 5.3).

Die Anthropolog*innen Rebecca Bryant und Daniel M. Knight schlagen vor, dass anthropologische Forschung auch die Zukunft in den Blick nimmt:

In synchrony, past and present coexist, while in diachrony the past shapes the present. If we take anthropology's relationship to the present, and hence to temporality, to be fundamental to the history and development of the discipline, a new attention to the future surely spells a new sort of anthropology. It appears to entail a reorientation of the discipline from being to becoming, from structure to agency, and from social institutions to the hope, planning, practices, and action that project those into the yet-to-come. Rather than taking for granted that such institutions will or should last, this new anthropology asks about the fragile and tentative ways in which the present is projected into the future, and the future drawn toward the present and past. (Bryant/Knight 2019: 192–193)

In meinen Interviews fragte ich explizit sowohl nach dem Blick der Journalist*innen auf die Vergangenheit als auch nach ihrem Blick auf die Zukunft und setze diese beiden Blickrichtungen miteinander in Beziehung.

Meine Forschung kann dabei nur eine Momentaufnahme sein. Der Anthropologe Johannes Fabian (2014 [1983]) betont, dass soziale und kommunikative Praktiken aus einer geteilten intersubjektiven Zeitlichkeit heraus entstehen. Er kritisiert ethnografische Arbeiten, die Gesellschaften taxonomisch festschreiben, damit das Material aus der geteilten Zeitlichkeit herausheben und so tun, als ob die Gesellschaft in einer anderen Zeit leben würde (*denial of coevalness*, Fabian 2014 [1983]: 162).

Der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz (2015: 109) betont, dass praxistheoretische Arbeiten nicht voraussetzen, dass die Welt geordnet ist, sondern danach fragen, wie Akteure überhaupt dazu kommen, die Welt als geordnet wahrzunehmen. Reckwitz versteht Praktiken »als ein typisiertes, routinisiertes und sozial versteh-

bares Bündel von Aktivitäten« (Reckwitz 2015: 112). Auch Reckwitz betont die Materialität der Körper und der Dinge mitsamt ihrem inkorporierten Wissen und begreift diese Materialität als Teil sozialer Praktiken (Reckwitz 2015: 115). Der Blick auf Praktiken bedeute, das praktische Wissen, das *Know-how*, herauszuarbeiten (Reckwitz 2015: 116–117). Auch normative Elemente spielen dabei im Sinne eines sozial angemessenen Praktizierens eine Rolle. Es gibt jedoch nicht nur Routinen, sondern auch »Unberechenbarkeit interpretativer Unbestimmtheiten« (Reckwitz 2015: 120), die Veränderung anstößt. Ich beschreibe die Routinen der journalistischen Praxis im vierten Kapitel meiner Arbeit und lege im fünften Kapitel die Betonung eher auf die interpretative Unbestimmtheit von Praxis.

Häufig werden praxistheoretische Arbeiten von Arbeiten abgegrenzt, die sich auf Diskurse beziehen. Ich verstehe Praktiken jedoch als gleichzeitig materiell und diskursiv, wobei ich Foucault folge, der von »diskursiven Praktiken« spricht (Foucault 2013 [1973]: 74). Sein zentraler Punkt dabei ist, dass Diskurse immer auch Praktiken sind bzw. verschiedene Sets von Praktiken. Er zeigt auf, dass Wissen im Zusammenspiel verschiedener kontingenter Praktiken an verschiedenen Orten gebildet wird. Auch die Politikwissenschaftlerin Carol Bacchi und die Sozialwissenschaftlerin Jennifer Bonham argumentieren dafür, Foucault so zu verstehen, dass Praktiken sowohl eine materielle als auch eine symbolische Ebene haben und diese beiden Ebenen miteinander verbinden (Bacchi/Bonham 2014: 174). Reckwitz argumentiert andersherum so, dass Diskurse aus praxistheoretischer Sicht auch als Praktiken zu verstehen sind:

Für die Praxistheorie kann ein Diskurs selber nichts anderes denn eine spezifische soziale Praktik sein, das heißt der Diskurs wirkt aus praxeologischer Sicht allein in einem bestimmten sozialen *Gebrauch*, als ein Aussagesystem, das in bestimmten Kontexten rezipiert und produziert wird. (Reckwitz 2015: 129–130, Hervorhebung im Original)

Ein Fokus auf Praxis muss deswegen meines Erachtens diskurstheoretische Ansätze nicht notwendigerweise ausschließen.

Ich orientiere mich in meiner Arbeit insbesondere auch an dem Diskurs- und Hegemonieverständnis von Ernesto Laclau (1990, 2007 [1996]), bzw. von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (Laclau/Mouffe 2015 [1985]), das, auf Gramsci aufbauend, eine nicht-totalisierende Beschreibung sozialer und kultureller Phänomene ermöglicht. Nach ihrem Verständnis beschreibt Diskurs alles, was zu einem gegebenen Zeitpunkt als verständlich durchgeht, innerhalb eines »indefinite play of differences« (Laclau 1990: 90), eines unendlichen Spiels der Differenzen. Dabei stellen sogenannte Artikulationen immer wieder neue Beziehungen zwischen Elementen her, sodass deren Identität verändert wird. Wenn ihr Ansatz auch sehr abstrakt erscheinen mag, so ist mir doch ein Punkt hier wichtig: die radikale Offenheit des Sozialen. Diskurs umfasst alles, das sozial ist, kann aber nie als Totalität beschrieben

werden. Dafür sorgen Antagonismen, gegensätzliche Gedanken oder Positionen, die für Mehrdeutigkeit verantwortlich sind. Das Soziale ist – und diese Auffassung übernehme ich von Laclau und Mouffe – immer instabil, prekär und radikal umkämpft. Ich untersuche journalistische Praktiken als Artikulationen und damit als Versuche, Antagonismen zu schließen und Hegemonie zu verteidigen und herauszufordern (Laclau 2007 [1996]: 36–46). Außerdem suche ich nach dem konstitutiven Außen, das für Identitätskonstruktionen notwendig ist: »[E]very identity is dislocated insofar as it depends on an outside which both denies that identity and provides the condition of possibility at the same time.« (Laclau 1990: 39). Der Gedanke des konstitutiven Außens eignet sich meines Erachtens, um die Ein- und Ausschlüsse von Öffentlichkeit zu untersuchen. Was bei dem unendlichen Spiel von Differenzen, das Laclau und Mouffe beschreiben, jedoch aus dem Blick gerät, sind unterschiedliche Arten der Relationen, die sich nicht allein auf Differenz oder Identität reduzieren lassen. Teil meiner Arbeit ist, diese unterschiedlichen Relationen in ihren Ambivalenzen zu erfassen.

Meinen Fokus auf Praxis nutze ich auch dafür, mein gesamtes Feld als machtdurchzogenes zu analysieren. Mein Feld verstehe ich dabei in Anlehnung an die Ethnolog*innen Jens Adam und Asta Vonderau (Adam/Vonderau 2014) als eine Formation des Politischen. Das Politische ist bei Adam und Vonderau nicht auf offizielle politische Institutionen und Akteur*innen beschränkt. Sie greifen auf die Arbeit von Chris Shore, Susan Wright und Davide Però (2011) zurück, die den Begriff *policy/policies* (Politiken) neu definieren und für ethnologische Arbeiten nutzbar machen. Formationen des Politischen beinhalten politische Prozesse, Beziehungen, Diskurse und Akteur*innen in ihrer Verwobenheit. Auch das bereits erwähnte globale bzw. politische Imaginäre gehört zu den Formationen des Politischen. Unsichtbare Logiken, Normen und Rationalitäten können im Feld anhand von sichtbaren Effekten, Materialitäten und Handlungen analysiert werden (Adam/Vonderau 2014: 21). Ich beschreibe in diesem Sinne auch mein Feld als eine Formation des Politischen und untersuche dafür sowohl Praktiken als auch die Bedingungen, in denen diese Praktiken stattfinden. Schatzki macht klar, dass Bedingungen keine Praktiken sind:

Conditions of life are not practices. [...] Life conditions are aspects of how things stand and are going for people that are expressed in doings and saying. Which conditions are expressed by a given doing or saying depends on the behavior involved, the contexts in which it is performed, and understandings of life conditions. (Schatzki 1996: 131)

Da die *Jordan Times*, wie ich zeigen werde, staatsnah berichtet, untersuche ich, wie der jordanische Nationalstaat entstanden ist und welche internen Widersprüche ihn bis heute prägen (vgl. Kap. 3.1). Der Anthropologe Timothy Mitchell hat argumentiert, dass der Staat selbst als Ergebnis von Praktiken verstanden werden muss:

We must analyze the state [...] a structural effect. That is to say, we should examine it not as an actual structure, but as the powerful, apparently metaphysical effect of practices that make such structures appear to exist. (Mitchell in Sharma/Gupta 2006: 180)

Wir werden sehen, wie journalistische Praktiken bei der *Jordan Times* den jordanischen Staat mit herstellen (vgl. Kap. 4).

2.3.3 Kuratieren als praxistheoretisches Konzept

Um die journalistische Praxis der *Jordan Times* zu analysieren, nutze ich den Begriff des Kuratierens im Sinne eines *kunstvollen Gestaltens auf ein bestimmtes Publikum hin*. Mit diesem Begriff erkunde ich, von welchem Idealbild von Öffentlichkeit die journalistische Praxis der *Jordan Times* angeleitet wird, welche Öffentlichkeit sie herstellt und welche globalen Verflechtungen dabei sichtbar werden. Um eine Bewertung der *Jordan Times* in Bezug auf die Pressefreiheit in Jordanien – die in anderen Kontexten durchaus an erster Stelle stehen sollte – geht es mir im Folgenden nicht.

Kuratieren ist ein Begriff, der aus dem Ausstellungs-, Museums- und Theaterkontext stammt (O'Neill/Wilson/Steeds in O'Neill/Wilson/Steeds 2016: 7–8). Er beschreibt den Prozess, Objekte zielgerichtet auszuwählen und sie innerhalb institutioneller Beschränkungen und mit begrenztem Platz zusammenzustellen. David Balzer (2014) beschreibt die Verbreitung des Kuratierens in der Kunstszene und darüber hinaus. Ab den 1950er Jahren wurde in Museen und Galerien von »Kuratieren« gesprochen, so Balzer. In den folgenden Jahrzehnten wurde Kuratieren für eine unübersichtlicher werdende Kunstszene immer wichtiger:

Curators no longer tended ground, but secured, organized and landscaped it. This emerged out of a real need: in the 1960s and 1970s, the art world increasingly yearned for a figure to make sense of things, to act as advocate for an ever more obtuse, factionalist art scene. Too many artists, too many movements, too many works in too many shows, too much discussion: who would parse them? The curator's new position entailed duties of ringleader, translator, mediator, diplomat, gatekeeper. It was a full-time job, and a completely new one. (Balzer 2014: 40)

Kuratieren weitete sich ab den 1990er und 2000er Jahren neben der Kunstszene auch auf andere Bereiche aus:

And so it is that not only galleries and museums, but also corporations, businesses, cultural organizations and not-for-profits, are using the model of the curator to imply their products and services have been created, selected and expertly managed in their buyers' favour. Obviously, an air of glamour and authority attends this intervention. (Balzer 2014: 76)

Kuratiert wird heute zum Beispiel auch die Speisekarte eines Gourmet-Restaurants, das sich mit diesem Wort ein originelles und exklusives Flair geben will (Stoppard 2020). Kuratieren ist heute zu einem *Buzzword* geworden (Bhaskar 2016: 21, Tinius/Macdonald in Sansi 2020: 35).

Die Verbreitung des Kuratierens erklärt etwa Michael Bhaskar (2016) damit, dass in einer Welt, in der immer mehr Informationen verfügbar sind, »wir alle« notwendigerweise zu Kurator*innen werden. Das Phänomen ist für ihn ein Luxusproblem und ein Zeichen der Zeit, in der nicht mehr Knappheit von Waren, sondern Überfluss und fehlende Aufmerksamkeit zum Problem geworden sind – ein *First World Problem* und trotzdem ernst zu nehmen. Für ihn ist Kuratieren notwendige Arbeit, um Bedeutung in einer Situation des Überflusses herzustellen (Bhaskar 2016: 21).

Auch die Anthropolog*innen Jonas Tinius und Sharon Macdonald (in Sansi 2020: 35–57) nennen Überfluss, bzw. »Hyper-Produktion« als Grund für die Verbreitung kuratorischer Praktiken und beziehen sich dabei auf die Kuratorin Irit Rogoff (2013):

[P]ost-Fordist labour modalities that »valorise hyper-production« (Rogoff 2013: 41) have led to a proliferation of theories and practices in an expanded curatorial field, in which everyone appears to be a curator and everything appears in need of curation. Or so it seems. (Tinius/Macdonald in Sansi 2020: 36)

Die scheinbare Notwendigkeit, alles zu kuratieren, ist für Tinius und Macdonald zeitgenössischen Arbeits- und Produktionsbedingungen geschuldet. Tinius und Macdonald erwähnen jedoch auch positive Entwicklungen im Bereich des Kuratierens, bei denen kuratorische Praktiken Bedingungen umgestalten: Kuratorische Praktiken beziehen sich nicht mehr nur darauf, Objekte für eine Ausstellung zusammenzustellen, sondern stellen auch die Infrastruktur der Museen, die Theorien sowie die partizipatorischen und diskursiven Formate in Frage. Tinius und Macdonald erörtern außerdem, dass Kuratieren für die anthropologische Forschung selbstreflexiv verwendet werden kann, und diskutieren, inwiefern Anthropolog*innen auch Kurator*innen sind oder sein können und vice versa (Tinius/Macdonald in Sansi 2020: 35–57).

Ich möchte mich in meiner Verwendung des Begriffs für die Gestaltung der Öffentlichkeit der *Jordan Times* sowohl vom *Buzzword* Kuratieren abgrenzen als auch es mir zunutze machen. Ich verwende Kuratieren als praxistheoretisches Konzept, um die journalistische Praxis der *Jordan Times* zu analysieren, da ich mir davon Erkenntnisse für den Öffentlichkeitsbegriff erhoffe. Ich schliesse dabei an Bhaskar an, der Kuratieren auf den Kontext einer Zeitung überträgt, wenn er feststellt: »Running a shop or a newspaper has always involved what we now call curation« (Bhaskar 2016: 11).

Ich sehe Kuratieren als eine Praxis, die eine konkrete Situation als eine des Überflusses markiert und sie in eine Situation der – bewusst gewählten, mit Bedeutung versehenen, exklusiven – Knappheit überführt. Die Vorstellung einer ganzen Welt

des Überflusses, in der »wir alle« zu Kurator*innen werden (müssen), ist eigentlich eine sehr spezifische, privilegierte Situation. In dieser wird auf der einen Seite Überfluss behauptet, etwa von Kunstobjekten, Waren oder Informationen, die auf der anderen Seite mit Knappheit einhergeht, etwa von Aufmerksamkeit, Expertise oder Zeit. Kuratieren stellt eine Reaktion und mögliche Lösung dar. Diese Situation ist keineswegs überall präsent und lässt sich auch nicht ohne Weiteres auf mein Feld übertragen. Doch so, wie ich Kuratieren praxistheoretisch fasse, kann ich die Schwächen des Konzepts aufzeigen und die Stärken des Konzepts nutzen.

Als Schwäche des Begriffs sehe ich insbesondere, dass Kuratieren Handlungsfähigkeit, insbesondere Selektion, betont und dabei die Bedingungen verschleiert, unter denen Kuratieren stattfindet. Nur auf diese Weise kann Kuratieren als *Buzzword* für das individuelle Belegen von Sandwiches bei einer Fastfood-Kette genauso wie für das Auswählen von Fotos für ein Instagram-Profil gebraucht werden. Da der Begriff des Kuratierens intentionale Tätigkeiten in den Vordergrund stellt, vernachlässigt er die Bedingungen, die unabhängig von Kurator*innen bestehen, wie zum Beispiel Marktbedingungen oder politische Gegebenheiten. Ich möchte die Bedingungen, unter denen Kuratieren stattfindet, nicht herunterspielen oder gar ignorieren, sondern vielmehr die Arbeit sichtbar machen, sich innerhalb von Beschränkungen zu bewegen und dennoch Handlungsräume zu nutzen, wenn ich von Kuratieren bei der *Jordan Times* spreche. Ich nutze den kontextfremden Begriff des Kuratierens als Technik der Verfremdung und der Wertschätzung und erzeuge damit eine gewisse Künstlichkeit, die mir helfen soll, Handlungsmöglichkeiten und -routinen von Journalist*innen sichtbar zu machen. Kuratieren als Konzept hilft mir außerdem, die Ausrichtung der journalistischen Praxis auf ein bestimmtes Publikum zu sehen, dem etwas vermittelt werden soll.

Nach Bhaskar (2016: 85–86) ist die wichtigste Praxis beim Kuratieren das professionelle Selektieren und in einem zweiten Schritt das Arrangieren, aber auch das Vereinfachen und das Kontextualisieren. Bei der journalistischen Praxis *Jordan Times* spielt das Selektieren und Arrangieren zwar eine Rolle – Redakteur*innen wählen Nachrichten aus, besprechen, auf welche Seite und auf welche Position eine Nachricht passt –, aber es kann nicht von Überfluss gesprochen werden, zumindest nicht von einem Überfluss an Nachrichtenmaterial. Da es zum Beispiel schwierig ist, an Informationen über Regierungsaktivitäten zu kommen, kann die *Jordan Times* über manche lokalen Themen gar nicht berichten. Da sie nur noch mit einer internationalen Nachrichtenagentur zusammenarbeitet, ist auch die Selektion für die internationalen Nachrichten überschaubar. Die Journalist*innen thematisieren in Bezug auf die Herstellung von Öffentlichkeit in erster Linie Knappheit und nicht Überfluss – Knappheit an finanziellen Mitteln, an Mitarbeiter*innen und Möglichkeiten, wie ich im empirischen Teil meiner Arbeit ausführen werde (vgl. Kap. 4.1).

Die Auffassung, dass »wir alle« zu Kurator*innen werden, behauptet eine allgegenwärtige Verfügbarkeit, die mit Überfluss einhergeht. Notwendigerweise wird

für diese Vorstellung mit den Bedingungen, die für den Überfluss verantwortlich sind, auch die Arbeit des Verfügbarmachens ausgeblendet. Ich plädiere dafür, Praktiken des Verfügbarmachens genauso in den Blick zu nehmen wie Praktiken des Unverfügbarmachens und Kuratieren damit als unterschiedliche Praktiken der Bezugnahme zu verstehen. Es geht mir wohlgemerkt nicht um *news curation* (Steel in Lievrouw/Loader 2021), also nicht allein um die Auswahl und Zusammenstellung von Nachrichten, sondern um die *Gestaltung von Öffentlichkeit*. Indem ich Kuratieren als Konzept für die journalistische Praxis bei der *Jordan Times* verwende, richte ich die Aufmerksamkeit auf Prozesse, die Einheiten in eine Beziehung setzen, bewerten, eine Geschichte erzählen, aber auch verschweigen oder bewusst unklar lassen. Bei der *Jordan Times* gibt es zwar keinen Überfluss an Nachrichten, die selektiert werden, aber einen, zumindest imaginierten, Überfluss an einer bestimmten Öffentlichkeit, die die *Jordan Times*, so argumentiere ich, gestaltet, also *kuratiert*. Ihre spezifische postkoloniale Situation geht mit Abhängigkeiten einher und diese Abhängigkeiten wiederum mit einer Öffentlichkeit, die bedient werden muss. An dieser nehmen nicht nur die vielen Expats teil, die im Land sind, sondern auch die Öffentlichkeiten, die sie in ihren Heimat- oder Entsendeländern mobilisieren können. Aus dieser Situation ergibt sich teilweise ein Überfluss an Öffentlichkeit.

Das Wort *Kuratieren* kommt vom lateinischen *curare*, ›Sorge tragen, sich sorgen um‹ (Bhaskar 2016: 67). Die lateinische Bedeutung des Wortes verweist darauf, dass es der Fürsorge bedarf, um Wert zu geben oder Bedeutung herzustellen und diese Übersetzung nutze ich in meiner Verwendung des Begriffs. Fürsorge ist dabei mehr als Aufmerksamkeit, da es um imaginierte Bedürfnisse geht. Journalistische Praxis mit dem Konzept des Kuratierens zu beschreiben, ähnelt in dieser Hinsicht dem feministischen Anliegen, Fürsorgetätigkeiten als Arbeit zu bezeichnen, auch um sie überhaupt erst einmal sichtbar zu machen und sie wertzuschätzen. Kuratieren der Öffentlichkeit verstehe ich als eine Fürsorgetätigkeit, die immerzu in zwei Richtungen wirkt. Das spezifische Subjekt, das innerhalb eines bestimmten Kontexts kuratiert, versucht, durch das Kuratieren eigene Bedürfnisse zu befriedigen und konstruiert dabei seine eigene Identität. Gleichzeitig zielt Kuratieren auf ein imaginiertes Publikum, auf dessen Bedürfnisse eingegangen wird. Dabei konstruiert Kuratieren das imaginierte Publikum und bringt somit die Identität des Publikums erst hervor, so wie ich es oben für den Öffentlichkeitsbegriff dargelegt habe. Kuratieren der Öffentlichkeit als eine Form der Fürsorge ist also verbunden mit dem imaginären Publikum, den Bedürfnissen, die ihm unterstellt werden, sowie den Bedürfnissen, die das Publikum für einen selbst erfüllt.

Kuratieren beinhaltet eine gewisse Macht und findet innerhalb von Machtverhältnissen statt. In anthropologischen Debatten werden die Anwendungsbereiche, in denen kuratiert wird, also Ausstellungs-, Museums- und Theaterkontext mitsamt ihren ethischen Implikationen diskutiert (vgl. etwa Tinius 2017). Wer ist in der Position zu kuratieren, trägt Verantwortung und wird dieser Verantwortung gerecht

oder nicht – zum Beispiel die Kuratorin eines Theaterfestivals? Und wer oder was wird kuratiert – zum Beispiel eine Performerin, die zu diesem Festival eingeladen wird? Auch in meiner Forschung verweist der Begriff des Kuratierens auf die Position in einem Machtverhältnis, bzw. in einem Verhältnis des Regierens (vgl. Kap. 6), an dem die Journalist*innen teilnehmen, wenn sie die Zeitung und damit Öffentlichkeit gestalten und dabei Verantwortung übernehmen.

Die Verwendung des Begriffs soll keinesfalls ein Einverständnis mit den politischen Gegebenheiten vor Ort bedeuten. Der Fokus meiner Forschung liegt vielmehr auf den (eingeschränkten) Handlungsmöglichkeiten der Akteur*innen in einem Staat mit eingeschränkter Pressefreiheit und zielt darauf, die Wichtigkeit journalistischer Praxis für soziale Teilhabe deutlich zu machen.

2.4 Feldkonstruktion und Feldzugang

Anders als bei Forschung im Labor werden im Rahmen einer Feldforschung die Bedingungen der Forschungssituation von der forschenden Person nicht intendiert beeinflusst. Stattdessen macht erst die Konstruktion des Feldes sowie die Präsenz der forschenden Person im Feld die Forschungssituation aus. Mein Feld ist die Redaktion der *Jordan Times*. In einem räumlichen Sinn ist es das Büro der Zeitung und alles, was in ihm stattfindet: die Arbeitsabläufe und Entscheidungsprozesse, die Richtlinien und Diskussionen genauso wie die informellen Gespräche unter Kolleg*innen. Zusätzlich gehört zu meinem Feld das Produkt, das in diesen Räumlichkeiten hergestellt wird, das heißt die Tageszeitung in ihrer gedruckten Auflage und in ihrem Online-Auftritt.

Die *Jordan Times* besteht aus unterschiedlichen Akteuren und nicht immer ergibt sich ein konsistentes Bild. Soweit möglich versuche ich, einzelne Akteure präzise zu benennen und spreche etwa von Redakteur*innen, Autor*innen, Übersetzer*innen. Wenn ich im Folgenden von den *Journalist*innen* der *Jordan Times* spreche, meine ich *alle* Personen, die in der Redaktion zusammenarbeiten. Wenn ich von der *Jordan Times* spreche, meine ich die Zeitung als *Institution*.

In meiner Untersuchung konzentriere ich mich auf den Lokalteil der Zeitung. Er ist der einzige Teil der Zeitung, für den die Autor*innen der *Jordan Times* Artikel schreiben. Alle anderen Artikel sind eingekauft und werden von Redakteur*innen nur redigiert. Die Zeitung wird vor allem wegen des Lokalteils rezipiert, auch deswegen, weil internationale Nachrichten schneller über andere Plattformen verfügbar sind. Beim Lokalteil hat die Zeitung den größten eigenen Spielraum. Über diese Seiten gibt es deswegen auch am häufigsten Auseinandersetzungen.

Um mein Feld besser zu erfassen, setze ich die Selbst- und Außenwahrnehmung der *Jordan Times* in Beziehung. Ich untersuche die Selbstwahrnehmung, also wie die Journalist*innen der *Jordan Times* ihre Zeitung einschätzen und wie sie ihr Han-

deln kommentieren. Des Weiteren beleuchte ich die Außenwahrnehmung der *Jordan Times*. Zum einen führte ich Interviews mit jordanischen Journalist*innen, die für arabischsprachige jordanische Tageszeitungen und weitere Medienorganisationen arbeiten, und fragte sie nach ihrer Perspektive auf die *Jordan Times* sowie nach der Situation ihrer eigenen Institutionen. Zum anderen führte ich Interviews mit Leser*innen der *Jordan Times* in Amman und ließ mir ihre Leseindrücke und -gewohnheiten schildern. Die Außensicht der Journalist*innen, die nicht für die *Jordan Times* arbeiteten, half mir, die Bedingungen für den Journalismus in Jordanien insgesamt besser einschätzen zu können und die journalistische Praxis bei der *Jordan Times* insbesondere in Abgrenzung zu den arabischsprachigen Tageszeitungen zu betrachten. Die Außensicht der Leser*innen der *Jordan Times* lieferte mir Einschätzungen darüber, wie die Zeitung genutzt und rezipiert wird. Sie half mir auch, die wechselseitigen Erwartungen zu verstehen, die an die *Jordan Times* bzw. vice versa an ihre Leser*innen gestellt werden. Im 3. Kapitel analysiere ich die politischen Bedingungen, in denen ich mein Feld verorte, und bette mein Feld historisch ein.

Mein Feldzugang ergab sich, als ich für eine explorative Phase im Februar/März 2017 einen Monat in Amman verbrachte. Ich suchte nach einer Möglichkeit, bei einer jordanischen Tageszeitung zu forschen, ohne auf vorhandene journalistische Kontakte in Jordanien zurückgreifen zu können. Die Suche gestaltete sich schwieriger als gedacht. Nach der ersten Hälfte meines Aufenthalts hatte ich nur zu einem einzigen Journalisten Kontakt aufnehmen können, nämlich zu dem freischaffenden Journalisten Osama Al Sharif. Auf ihn war ich durch den Artikel »The Secular-Islamist Divide Deepens in Jordan« im US-amerikanischen Think Tank »Middle East Institute« (Al Sharif 2016) gestoßen. Al Sharif ermöglichte mir einen ersten Eindruck vom politischen Klima Jordaniens, konnte mir jedoch keine Kontakte zu jordanischen Tageszeitungen vermitteln. Bei einem Treffen mit meinem Vermieter erzählte ich auch ihm von meiner Suche. Er verwies mich an einen Buchladen in der Nähe, dessen Besitzer ich ansprechen sollte. Angesichts mangelnder Optionen ging ich hin.

Beim Betreten des Ladens musste ich über die Flagge Israels treten, die als Folie auf den Boden geklebt war, ein klares Zeichen der Ablehnung Israels. Es war eine Art makabres Übergangsritual für mich. Während ich die Treppen vom menschenleeren Erdgeschoss in den ersten Stock nahm, fragte ich mich, ob das eine Metapher dafür war, dass ich die Diskurse, die ich gewohnt war, ab jetzt hinter mir lassen und möglicherweise Antisemitismus in Kauf nehmen musste. Im oberen Stockwerk musste ich ein weiteres Mal über die israelische Flagge treten. Trotz dieses unbehaglichen Schwellenrituals im wahrsten Sinne des Wortes konnte ich nicht anders als die intellektuelle Atmosphäre in dem gut ausgestatteten Buchladen zu bewundern. Der Buchhändler war gerade im Gespräch mit einem Kunden, der ihn nach einem Buch von Marquis de Sade fragte. »Marquis de Sade im konservativen Jordanien?«, wunderte ich mich. Als ich an der Reihe war, erklärte ich dem Buchhändler mein Anliegen. Tatsächlich konnte er mir weiterhelfen und notierte er mir auf einem Zettel

gleich mehrere Handynummern von Journalisten, alle Männer. Eine dieser Telefonnummern war die des damaligen Chefredakteurs der *Jordan Times* Samir Barhoum, der die Zeitung bereits seit 2007 leitete. Eine weitere Telefonnummer auf dieser Liste war die eines Journalisten von *Al Rai*³, der Schwesternzeitung der *Jordan Times*. In den folgenden Wochen besuchte ich mit diesem Journalisten zusammen die drei großen arabischsprachigen Zeitungen sowie die *Jordan Times*. Dieser Journalist war mit Samir Barhoum eng befreundet und half mir, Barhoum zu überzeugen, mich meine Feldforschung bei der *Jordan Times* durchführen zu lassen. Er stellte mich als deutsche Journalistin vor. So konnte ich mich gegenüber Barhoum als attraktive Arbeitskraft präsentieren, die die *Jordan Times* nicht bezahlen musste, und gleichzeitig mein Forschungsanliegen und meine universitäre Einbettung darlegen. Als ich 2019 bereit war, meine Forschung zu beginnen, war Samir Barhoum jedoch nicht mehr Chefredakteur, sondern Mohammad Ghazal. Zudem hatte sich die finanzielle Situation der *Jordan Times* stark verschlechtert. Glücklicherweise war auch Ghazal mit meiner Forschung bei der *Jordan Times* einverstanden.

Während meiner Feldforschung bei der *Jordan Times* gehörte ich als weiße Europäerin zum Zielpublikum der Zeitung. Gleichzeitig war meine Arbeit als weiße Europäerin in der Redaktion nichts Ungewöhnliches. Die *Jordan Times* beschäftigt regelmäßig für längere oder kürzere Zeiträume Expats, dabei vor allem US-Amerikaner*innen. Ich arbeitete auf Englisch und unterhielt mich auch mit meinen Kolleg*innen auf Englisch. Während meiner Feldforschung nutzte auch ich die in Amman vorhandene Expat-Infrastruktur. Mein Zimmer fand ich mit Hilfe einer deutschen Freundin, die beim Goethe-Institut in Amman arbeitete. Mein Freund*innenkreis war eine ›Expat-Clique‹, die hauptsächlich aus weiblichen Expats aus Europa und männlichen Jordaniern bestand.

Als ich für meine Forschung nach Jordanien kam, war ich 32 und nicht verheiratet. In Jordanien ist es etwas sehr Ungewöhnliches, in diesem Alter als Frau unverheiratet und kinderlos zu sein. Oft sprachen mich Jordanier*innen darauf an, warum ich noch keine Familie gegründet hätte. Auch am späten Abend als Frau allein unterwegs zu sein, ist ungewöhnlich. Im Büro der *Jordan Times*, wo oft bis nach Mitternacht noch gearbeitet wurde, war dies jedoch kaum ein Thema. Insgesamt erschien mir die Redaktion der *Jordan Times* häufig neben meinem Freund*innenkreis als weitere *Bubble*, in der ich mich wohlfühlen konnte. Zu meiner Positionierung im Feld gehört für mich die Anerkennung von Erfahrungen der Fremdheit, ohne diese auflösen zu wollen, sowie das Zugeständnis, fehlbar zu sein. Diese Arbeit versteht

3 Ich schreibe hier, den Konventionen der *Jordan Times* folgend, von *Al Rai*, statt von *Al Ra'i*, wie auch möglich. Auch bei anderen arabischen Eigennamen wie etwa den Namen jordanischer Politiker*innen oder anderer Zeitungen folge ich den Konventionen der *Jordan Times*. Die Zeitung verzichtet, anders als wissenschaftliche Transliterationen, auf Sonderzeichen, um eine möglichst leichte Lesbarkeit zu gewährleisten.

sich als *partielles Wissen* (Haraway 1988), gerade dadurch, dass sie von einem positionierten Standpunkt aus geschrieben ist. »So location is about vulnerability; location resists the politics of closure«, schreibt die Philosophin Donna Haraway (1988: 590).

2.5 Methoden

In diesem Unterkapitel stelle ich die Methoden vor, die ich für meine Arbeit gewählt habe. Ich nutzte einen *mixed methods* Ansatz, also eine Vielfalt an Methoden, um auf die Gegebenheiten meines Feldes reagieren zu können. Anhand von drei unterschiedlichen Kategorien, denen sich meine qualitativen Daten zuordnen lassen, erläutere ich, wie ich aus der Position einer Forscherin und gleichzeitig Mitarbeiterin der *Jordan Times* heraus qualitative Daten erhoben habe. Im Anschluss gehe ich auf Methoden ein, die teilweise erst nach meiner Feldforschung Anwendung fanden. Zuletzt reflektiere ich die Machtbeziehungen in meinem Feld.

Bei der Erhebung meiner qualitativen Daten lässt sich von einer methodischen *Triangulation* sprechen, da ich mein Feld von drei Seiten zu erfassen versuche: durch die Innenperspektive, durch das Produkt, das in ihm hergestellt wird, und durch einen Außenblick. Erstens nehme ich die Arbeitsprozesse und das alltägliche Geschehen in der Redaktion der *Jordan Times* in den Blick. Dafür greife ich sowohl auf mein Feldtagebuch zurück als auch auf das *Jordan Times* Stylebook, einem internen Dokument, das den Stil der Zeitung festlegt, und auf transkribierte Interviews, die ich mit meinen Vorgesetzten bei der *Jordan Times* geführt habe. Zweitens schaue ich mir die fertige Zeitung in Bezug auf zentrale Themen an und analysiere einzelne Artikel. Drittens beleuchte ich den Außenblick auf die Zeitung, indem ich die transkribierten Interviews analysiere, die ich mit jordanischen Journalist*innen weiterer Medieninstitutionen sowie Leser*innen der *Jordan Times* führte. Im Anhang sind alle Interviews, die ich zitiere, in alphabetischer Reihenfolge nach dem Nachnamen meiner Interviewpartner*innen geordnet aufgeführt, sowie alle erwähnten Artikel der *Jordan Times* chronologisch nach ihrem Online-Erscheinungsdatum geordnet aufgelistet.

Die zentrale Methode, die ich zur Erhebung meiner qualitativen Daten genutzt habe, ist die teilnehmende Beobachtung (Malinowski 1984 [1922]), die wohl bekannteste Methode der Anthropologie. Zu dieser Methode gehörte, dass ich als Forscherin aktiv am Geschehen in der Redaktion teilnahm, selbst Artikel schrieb, Artikel redigierte usw. Dank meiner teilnehmenden Beobachtung konnte ich auch implizitem Wissen auf die Spur kommen und entdeckte Themen, auf die ich ansonsten nicht gekommen wäre. In den insgesamt acht Monaten meiner Feldforschung arbeitete ich für die *Jordan Times* ab Juli 2019 zunächst einen Monat als Autorin, dann zwei Monate als Redakteurin und anschließend erneut fünf Monate als Autorin.

Ursprünglich sollte ich nur als Autorin für die *Jordan Times* arbeiten, doch dann bot sich mir die unverhoffte Chance, tiefer in die Arbeitsprozesse der Zeitung einzusteigen. Nach einigen Wochen fragte mich der Chefredakteur, ob ich ab August 2019 als Redakteurin für den Lokalteil arbeiten wolle. Die Zeitung war ohnehin unterbesetzt und eine weitere Person hatte gekündigt. Trotz meiner Bedenken als Redakteurin möglicherweise nicht mehr genügend Zeit für meine Forschungsarbeit zu haben, sagte ich zu, für zwei Monate als Redakteurin zu arbeiten. Als Autorin sollte ich täglich einen Artikel schreiben, was mir jedoch nicht immer gelang. Teilweise machte ich Themenvorschläge, teilweise gab mir der Chefredakteur Aufträge. Als Redakteurin trug ich Verantwortung für die Texte von anderen, überprüfte sie auf Stil, Wortwahl und formale Regeln und versuchte, den Lesefluss zu erleichtern. Während meiner Zeit als Redakteurin fuhr ich an jedem Arbeitstag, also sechs Tage pro Woche, in die Redaktion. Als Autorin war ich nicht immer im Büro, sondern auch oft bei Veranstaltungen, über die ich dann berichtete, und konnte mir meine Zeit besser einteilen.

Zu Beginn wurde ich angelernt, genau wie andere, die bei der Zeitung anfangen. Nach einiger Zeit sollte ich mein Wissen als Redakteurin an neue Praktikant*innen weitergeben – manches wurde mir erst durch die Weitergabe meines Wissens klar. Ich lernte durch *trial and error*, also im Tun. Dabei konnte ich mich darauf verlassen, dass alle Artikel nochmal von meinen Vorgesetzten kontrolliert wurden. Insbesondere durch die Fehler, die ich machte, konnte ich viel verstehen. Das alltagspraktische Wissen, das ich gewann, stimmte nicht immer mit den Repräsentationen überein, welche die Journalist*innen mir gegenüber zeichneten. Auf einige der Fehler, die mir halfen, Themen aufzudecken, werde ich zu sprechen kommen. Durch meine nicht nur professionelle, sondern auch persönliche Verbindung zu meinen Kolleg*innen merkte ich, dass die Journalist*innen der *Jordan Times* unterschiedliche politische Einstellungen hatten, was sich auch auf ihre Entscheidungen im Arbeitsalltag und auf die Konflikte auswirkte, die sie miteinander hatten. Mehr als um ihre politischen Einstellungen geht es mir in meiner Untersuchung jedoch um die Praktiken, die sich aus diesen unterschiedlichen Einstellungen ergaben.

Zu meiner teilnehmenden Beobachtung gehörte neben der Zeit, in der ich für die *Jordan Times* journalistisch arbeitete, auch mein soziales Leben in Amman. Auch diese Erfahrungen flossen in die Analyse ein. Häufig halfen mir meine privaten Kontakte, meine Expat-Clique, wenn ich auf der Suche nach Ideen für Artikel war. Diese Kontakte halfen mir außerdem dabei, Interviews mit Leser*innen der *Jordan Times* zu organisieren.

Während meiner gesamten Forschung führte ich ein Feldtagebuch, in dem ich Beobachtungen, Eindrücke und Notizen zu Gesprächen festhielt. Wenn ich in dieser Arbeit meine Forschungspartner*innen außerhalb der offiziellen Interviews aus meiner Erinnerung heraus zitiere, nutze ich, je nachdem welche Sprache ich dafür in meinem Feldtagebuch verwendet habe, Deutsch oder Englisch. Ich nutzte auch

die Methode der Dichten Beschreibung (Geertz 1973), aus der die ethnografischen Vignetten in diesem Text hervorgegangen sind.

In den ersten Wochen meiner Feldforschung war mein Ziel, die alltäglichen Arbeitsabläufe bei der *Jordan Times* kennen zu lernen. Mich interessierte außerdem, wie die Journalist*innen ihre Praktiken und das Produkt kommentierten. Mein Forschungsvorhaben war meinen Kolleg*innen bekannt, doch ich redete zunächst wenig davon. Ich wollte ein Gefühl dafür bekommen, welche Themen im Arbeitsalltag relevant waren, bevor ich diese Themen gemeinsam mit meinen Kolleg*innen im Hinblick auf meine Forschung reflektierte. Ich ließ mir Zeit, bevor ich neben den vielen informellen Gesprächen, die sich im Redaktionsalltag spontan ergaben, die ersten offiziellen Interviews führte. Erst nach zwei Monaten versuchte ich, mit Journalist*innen der Redaktion Interviews zu verabreden. Nur meine drei Vorgesetzten sagten zu, also der Chefredakteur Mohammad Ghazal, der stellvertretende Chefredakteur Raed Omari und der Senior Editor Rajive Cherian. Mit den anderen Kolleg*innen führte ich nur informelle Gespräche.

Neben meinen drei Chefs bei der *Jordan Times* interviewte ich sechs Journalist*innen anderer Medieninstitutionen und fünf Leser*innen der Zeitung. Um die *Jordan Times* in der jordanischen Zeitungslandschaft zu verorten, wollte ich mit Personen in jeder der drei großen jordanischen Tageszeitungen sprechen und außerdem mit Personen in weiteren weniger staatsnahen journalistischen Institutionen. Der Vize-Chefredakteur Raed Omari half mir, jeweils den ersten Kontakt zu Personen in den drei großen arabischsprachigen Zeitungen herzustellen. Weitere Gesprächspartner*innen wurden mir außerdem von Personen empfohlen, die ich bereits interviewt hatte. Mit Leser*innen sprach ich, um einen Eindruck zu bekommen, wie Leser*innen die Zeitung wahrnehmen und für sich nutzen.

Für die Interviews bereitete ich drei unterschiedliche Leitfäden mit Fragen vor, einen für die Chefs bei der *Jordan Times*, einen für die Journalist*innen anderer Medieninstitutionen und einen für die Leser*innen. Die Leitfäden dienten mir zur Orientierung, ich wich aber auch von ihnen ab, wenn sich ein Thema ergab. Die meisten meiner Interviews fanden in Büros statt, einige im Café und einige am Telefon. Alle Interviews, die ich führte, nahm ich auf, um sie im Nachhinein transkribieren zu können. Bis auf drei Ausnahmen fanden alle Interviews auf Englisch statt. Ein Interview führte ich mit Hilfe des stellvertretenden Chefredakteurs Raed Omari auf Hocharabisch⁴. Omari übersetzte meine Fragen, ich nahm das Interview auf und im Nachhinein übersetzten wir es zusammen ins Englische. Zwei Interviews mit einer Leserin und einem Leser der Zeitung führte ich auf Deutsch.

Der Forschungsgegenstand meiner Arbeit ist journalistische Praxis (vgl. Kap. 2.3.2). Für meine Methoden bedeutete dies, dass ich schon während meiner Feld-

4 Das jordanische Arabisch sprach ich zur Zeit meiner Feldforschung zwar gut, das formelle Hocharabisch beherrschte ich jedoch kaum.

forschung überlegte, welche Praktiken bei der *Jordan Times* Öffentlichkeit herstellen und gestalten. Teilnehmende Beobachtung beinhaltet einen kontinuierlichen Wechsel der Perspektiven, wie es der Historiker und Anthropologe James Clifford beschreibt:

›Teilnehmende Beobachtung‹ dient als Kürzel für ein ständiges Hin- und Herlavieren zwischen dem ›Innenen‹ und dem ›Äußeren‹ von Ereignissen. Einerseits greift sie mit Entschiedenheit nach dem Sinn spezifischer Vorkommnisse und Gesten, andererseits tut sie einen Schritt zurück, um diese Beobachtungen zu situieren. (Clifford in Berg/Fuchs 1999b: 127)

Bereits während meiner Feldforschung nutzte ich den Begriff des Kuratierens, um die journalistischen Praktiken bei der *Jordan Times* verschiedenen Themen zuordnen zu können (vgl. Kap. 4.1). Ich machte mir außerdem Gedanken darüber, welche Ereignisse ich später als Fallbeispiele genauer untersuchen könnte (vgl. Kap. 5.1). Während meiner Forschung sammelte ich die gedruckten Zeitungs Ausgaben für eine spätere Analyse, da ich nur in der gedruckten Ausgabe die Zusammenstellung und Hierarchisierung der Artikel erkennen konnte.

Ich komme nun auf Methoden zu sprechen, die nach meiner Feldforschung Anwendung fanden. Ich untersuchte, wie die *Jordan Times* im Sinne des Kuratierens (vgl. Kap. 2.3.3) den begrenzten Platz bespielt und achtete darauf, welchen Platz Artikel in der Print-Ausgabe der Zeitung bekamen. Ich fragte mich, welchen Akteur*innen besonders viel Raum gegeben und welche ausgeschlossen wurden. Dabei untersuchte ich auch, wie in Artikeln die Leser*innen adressiert wurden. Für die Analyse nutzte ich die Diskursanalyse (Laclau/Mouffe 2015 [1985], Foucault 2004 [1983], 2013 [1973]). Ich kontextualisierte meine Analyse, indem ich mich mit der Geschichte Jordaniens und seiner Presselandschaft sowie mit den aktuellen politischen Herausforderungen des Staates beschäftigte und nach Verbindungslinien zu Themen suchte, die heute für den Redaktionsalltag relevant sind (vgl. Kap. 3).

Der Soziologe Ulrich Beck und der Politikwissenschaftler Edgar Grande kritisieren, dass die zeitgenössische Gesellschaftstheorie den Nationalstaat als Untersuchungseinheit unkritisch voraussetzt und Kultur und Gesellschaft als darin enthaltene homogene Einheiten beschreibt (Beck/Grande 2010). Der Journalismus ist jedoch bis heute »bis zu einem gewissen Grade an nationale Normen, nationale Publika und vor allem: nationale Themen gebunden« (Scholl/Weischenberg 1998: 207). Die Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, beschreibe ich in dieser Untersuchung als transnationale, da sich die journalistische Praxis zwar auf das nationale Politikgeschehen fokussiert, sich jedoch an ein internationales Publikum wendet. Ich setze den Nationalstaat nicht als Untersuchungseinheit voraus, sondern untersuche, wie sich journalistische Praxis auf den jordanischen Nationalstaat und das internationale Publikum bezieht.

Ich möchte die Machtverhältnisse in meinem Feld genauer betrachten. Die Positionierung der forschenden Person wird in der Anthropologie spätestens seit der *Writing Culture* Debatte (Clifford/Marcus 1986) der 1980er Jahre diskutiert. Seitdem wird ethnografische Autorität nicht mehr einfach hingenommen, sondern reflektiert und angefochten. Dies ist vor allem dem Projekt der Dekolonisierung dieser Disziplin zu verdanken, das bis heute nicht abgeschlossen ist (Clifford 1999a: 643). Im Sinne einer postkolonialen Ethnografie hinterfrage ich nicht nur meine eigene Position im Feld, sondern auch die Beziehung zu meinen Forschungspartner*innen. Diese Beziehung ist von Macht durchzogen, und diese Macht zu verhandeln, ist Teil ethnografischer Forschung (Hunter 1993: 36–37).

Bereits in den 1960er Jahren rief die US-amerikanische Anthropologin Laura Nader zum *studying up* auf (Nader 2018). Ausgehend von der Feststellung, dass Anthropolog*innen vor allem ›nach unten‹ forschen, also Menschen erforschen, die weniger privilegiert sind als sie, stellte Nader eine Leerstelle anthropologischer Literatur fest:

If we look at the literature based on fieldwork in the United States, we find a relatively abundant literature on the poor, the ethnic groups, the disadvantaged: there is comparatively little field research on the middle class and very little firsthand work on the upper classes. (Nader 2018: 15)

Die Frage, die sich daraus ergibt, ist heute weiterhin relevant:

What if, in reinventing anthropology, anthropologists were to study the colonizers rather than the colonized, the culture of power rather than the culture of the powerless, the culture of affluence rather than the culture of poverty? (Nader 2018: 16)

Nader fordert als Konsequenz die Anthropologie dazu auf, nicht ausschließlich ›nach unten‹, sondern auch ›nach oben‹ zu forschen, genauso wie ›sideways‹, also auch innerhalb der eigenen Klasse, um soziale Phänomene zu verstehen. Sowieso war ich als weiße Europäerin in Jordanien privilegiert. War meine Forschung also ein *studying down*? Naders Begriffe sind Vereinfachungen, die mit einem simplifizierten Machtbegriff hantieren und der komplexen Verteilung von Privilegien nicht gerecht werden. Dennoch können sie den Blick auf relationale und situierte Machtverhältnisse lenken. Im Gegensatz zu Naders Verständnis von Macht, das Machtpositionen in ein klares ›oben‹ und ›unten‹ einteilt, verstehe ich Macht als etwas, das sich aus situierten Beziehungen heraus ergibt.

Gegenüber meinen Vorgesetzten bei der *Jordan Times* war meine Forschung eher ein *studying up*, obwohl ich auch hier als Europäerin privilegiert war. Meine Vorgesetzten waren älter als ich und hatten Führungspositionen inne. Bei meiner teilnehmenden Beobachtung war ich eine Angestellten, die ihnen zuarbeitete. Auch die Journalist*innen, mit denen ich außerhalb der *Jordan Times*-Redaktion offizielle In-

interviews führte, waren größtenteils älter als ich und hatten Führungspositionen inne. Von daher war die Situation vergleichbar. Von den fünf interviewten Expat-Leser*innen der *Jordan Times* waren zwei in Leitungspositionen in international tätigen Organisationen und älter als ich – also auch ein *studying up*. Die anderen drei waren ungefähr in meinem Alter und standen am Anfang ihrer Karriere. Letzteres würde ich als *studying sideways* bezeichnen.

Meine Forschung berührt verschiedene Eliten. Die Leser*innen der *Jordan Times* lassen sich als Elite beschreiben. Zum einen werden Expats insgesamt als Elite bezeichnet (vgl. etwa Désilets in Meier 2014: 44). Zum anderen beschrieben mir die Journalist*innen der arabischsprachigen Tageszeitungen die Leser*innen der *Jordan Times* als Elite, mit genau dieser Wortwahl (vgl. Kap. 4.2.1). Außerdem stellen Journalist*innen in hohen Positionen, wie ich sie interviewt habe, innerhalb Jordaniens selbst eine intellektuelle Elite dar. Alle Journalist*innen, die ich interviewte, waren es gewohnt, nach ihrer Meinung gefragt zu werden und nahmen die Konversation oft selbst in die Hand – ein Verhalten, das typisch für Eliten ist (Mikecz 2012). Ich profitierte, wenn meine Gesprächspartner*innen das Interview auf Themen lenkten, die sie für relevant hielten, da ich auf diese Weise auf Themen stieß, auf die ich ansonsten nicht gekommen wäre. Der Soziologe Albrecht D. Hunter (1993: 48) beschreibt, dass bei seiner Erforschung von Eliten Interviewpartner*innen oft sehr interessiert daran waren, zu erfahren, wen er noch interviewt hatte. Diese Erfahrung teile ich. Ich nutzte die Nachfrage oft, um zu erzählen, dass ich noch weitere Interviewpartner*innen suchte und mein Gegenüber um Hilfe zu bitten.

Alle Journalist*innen, mit denen ich Interviews geführt habe, waren einverstanden, dass ich ihren Klarnamen⁵ veröffentlichte. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass sie es gewohnt sind, ihren Namen publiziert zu sehen und mit internationalen Forscher*innen zu sprechen. Viele Journalist*innen in Jordanien arbeiten neben ihrer publizistischen Tätigkeit beratend für NGOs. Die Journalist*innen sprachen sehr offen mit mir, betonten jedoch gleichzeitig die Selbstzensur, die, wie sie mir versicherten, in der journalistischen Praxis in Jordanien normal sei, genauso wie die Sanktionen, die man erfahre, wenn man bestimmte Regeln nicht einhalte. Ihre Offenheit im Interview überraschte mich angesichts der eingeschränkten Möglichkeiten kritischer Berichterstattung, die ich in meinem Alltag bei der *Jordan Times* wahrnahm.

Der Journalist von *Al Rai*, der mir in meiner explorativen Zeit 2017 sehr half (vgl. Kap. 2.4), veröffentlichte nach meiner Rückkehr nach Berlin einen privaten Kommentar auf Facebook, in dem er sich kritisch über den jordanischen Geheimdienst

5 Da es verschiedene Möglichkeiten der arabischen Umschrift gibt, also Möglichkeiten arabishe Worte in einen lateinisch gesetzten Text zu integrieren, gibt es häufig auch mehrere Möglichkeiten, Personennamen zu schreiben. Ich schreibe die Namen von Journalist*innen in der Schreibweise, die die Person für ihre Veröffentlichungen vorrangig nutzt.

äußerte. Er erzählte mir in einem Telefonat, dass er daraufhin von seiner Arbeit suspendiert und frühzeitig in Rente geschickt worden war. Diese Anekdote macht den Unterschied zwischen persönlichen Gesprächen und Äußerungen in den sozialen Medien deutlich. Selbst wenn diese auf privaten Accounts veröffentlicht werden, sind diese in Jordanien riskant.

Meine Forschung, so mein Eindruck, wurde von meinen jordanischen Forschungspartner*innen jedoch nicht als Gefahr wahrgenommen. Ich hatte das Gefühl, dass ihnen eine akademische Arbeit, die auf Deutsch in Deutschland erscheint, keine Sorgen bereitete, ihnen politisch gefährlich zu werden. Der Umstand, dass ich nicht aus Jordanien komme und meine Forschung nicht im jordanischen Kontext veröffentlichen würde, schien mir sogar eine größere Offenheit bei den jordanischen Journalist*innen zu ermöglichen. Sie schienen nicht davon auszugehen, dass meine Forschung direkt in ihre lokalen Auseinandersetzungen intervenierte.

Meine Forschung war davon geprägt, zugleich Journalistin und Forschende zu sein. Je nach Kontext betonte ich das eine mehr als das andere. In der Redaktion wurde ich in erster Linie als Kollegin, nicht als Forscherin wahrgenommen. Mir war diese Wahrnehmung ganz recht, da sie half, Distanz zu überbrücken. Außerhalb der *Jordan Times* stand meine Identität als Forschende im Vordergrund. Öfter betonten jordanische Journalist*innen, dass sie mit mir als Forschende, nicht als Journalistin der *Jordan Times* sprechen würden, da sie so offener sein konnten. Ich wurde gebeten, bestimmte Einschätzungen und Meinungen über die *Jordan Times* nicht an meine Kolleg*innen bei der Zeitung weiterzugeben, um diese nicht zu verärgern. Als Journalistin der *Jordan Times* war ich also ‚gefährlicher‘ als als Forscherin oder zumindest anderen sozialen Regeln unterworfen.

Meine Forschung war außerdem davon geprägt, Fremde zu sein. Von Jordanier*innen erfuhr ich Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft dadurch, dass ich fremd im Land war. Den Leser*innen der Zeitung war ich nah, weil wir die Erfahrung teilten, in Jordanien fremd zu sein. Manchmal erzählte ich meinen Forschungspartner*innen von meiner Motivation, die Klischees über den Nahen und Mittleren Osten aufbrechen zu wollen. Dies stieß bei allen durchweg auf positive Resonanz und funktionierte gut als verbindendes, gemeinsames Ziel.

